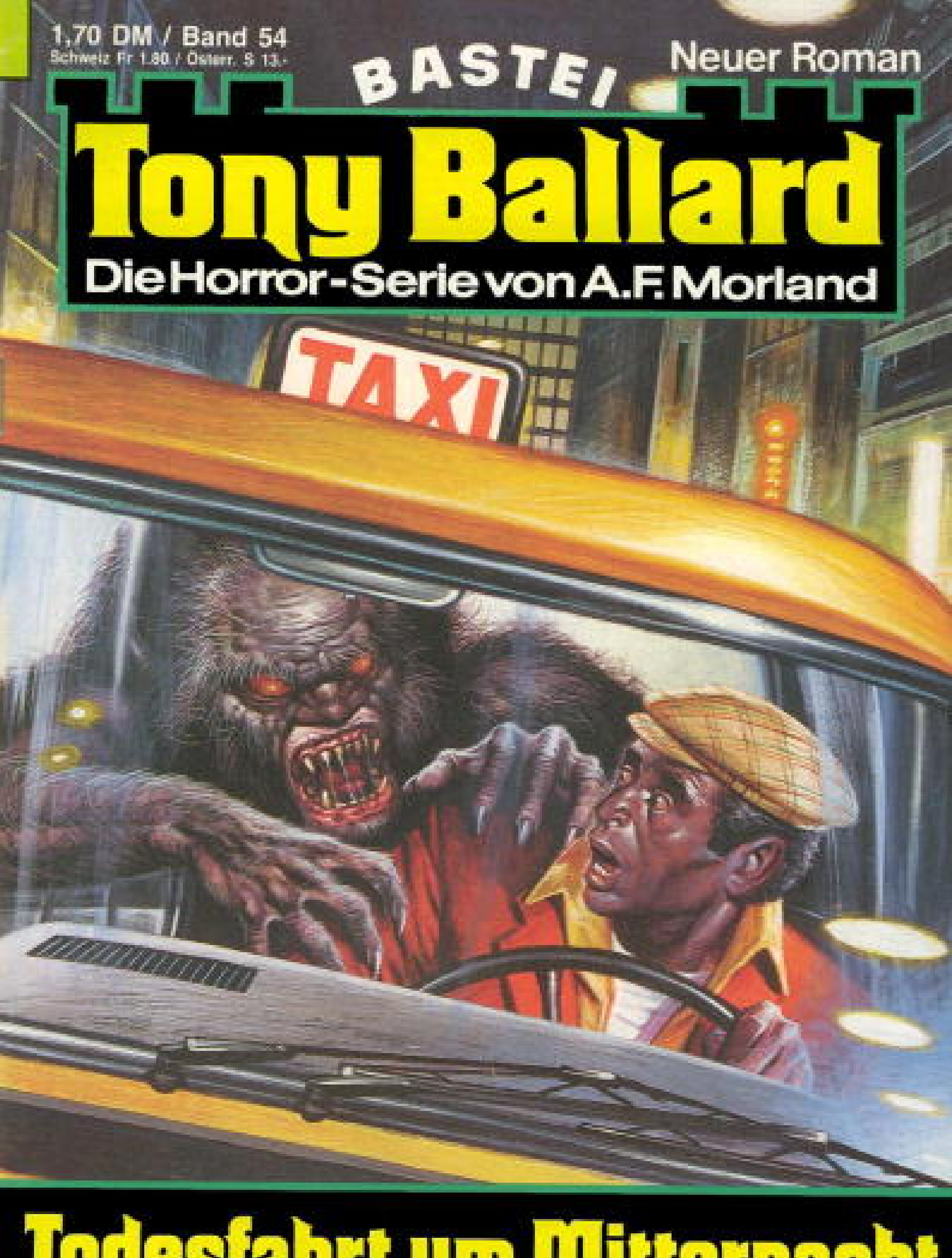

1,70 DM / Band 54
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-
BASTEI
Neuer Roman
Tony Ballard
Die Horror-Serie von A.F. Morland
TAXI
Todesfahrt um Mitternacht



Todesfahrt um Mitternacht

Tony Ballard Nr. 54

von A.F.Morland

erschienen am 12.10.1984

Todesfahrt um Mitternacht

Still, kalt und düster lag das Todesmoor da.

Unheil braute sich zusammen. Der Sumpf schien es anzuziehen. Nebel krochen über die glänzende breiige Oberfläche des Sumpfs, der schon vielen Menschen zum Verhängnis wurde.

Aber nicht nur Menschen hatte das Moor verschlungen; auch eine grauenerregende Bestie. Alle, die sahen, wie Murdock Vidor versank, waren sicher, daß Vidor für alle Zeiten in seinem feuchten Grab gefangen war.

Dieses Schicksal hätte sich auch erfüllt - wenn der Bestie nicht ein starkes Höllenwesen zu Hilfe gekommen wäre. Spiegelnde Reflexe erschienen über dem unheimlichen Moor, und aus einer violetten, leuchtenden Wolke trat ein Wesen der Hölle. Atax, die Seele des Teufels.

Atax, der auch Herrscher über die Spiegelwelt war, hatte Murdock Vidor, der Bestie aus dem Todesmoor, schon einmal die Rückkehr ermöglicht, aber Vidors zweites Wirken hatte nicht lange gewährt.

Tony Ballard, der PSI-Professor Bernard Hale und dessen chinesischer Schüler Chao Kai hatten Vidor den Kampf angesagt und ihn besiegt.

Die Bestie wäre für immer verloren gewesen, und das Todesmoor hätte sie nie mehr hergegeben, doch Atax, die Seele des Teufels, hatte beschlossen, die Feinde des Lichts zu organisieren.

Unter seiner straffen Führung sollten sie gegen das Gute kämpfen und es bezwingen. Es sollte nicht jeder für sich allein entscheiden. Atax wollte die Entscheidungen für alle treffen und sie gezielt einsetzen.

Der Plan war gut - dachte Atax.

Aber er fand nicht die erhoffte Gegenliebe, denn jene, die Atax an sich binden wollte, liebten ihre Freiheit zu sehr. Sie wollten sie nicht aufgeben.

Was sie bisher getan hatten, brauchten sie niemandem gegenüber zu verantworten. Wenn sie sich Atax unterordneten, würde das anders sein, dann mußten sie für ihr Tun Rechenschaft ablegen.

Unterordnen! Das war das zweite, womit sie sich nicht so recht anfreunden wollten.

Waren sie bisher ihre eigenen Herren gewesen, sollten sie auf einmal jemanden über sich haben… Das gefiel ihnen nicht.

Zähe Verhandlungen waren hinter den schwarzen Kulissen im Gange. Die Gegenseite wußte nichts von Atax' gefährlichen Bestrebungen. Wenn es ihm gelang, die Feinde des Lichts zu organisieren, würde er schlagkräftiger werden, als er es jemals war.

Die Frage war aber, ob Asmodis das recht war, denn soviel Macht in einer Hand konnte selbst für den Fürsten der Finsternis gefährlich werden. Es war ihm schon ein Dorn im Auge, daß sich Atax »die Seele des Teufels« nannte. Ein selbstgewählter Titel.

Atax' Machtstreben war nicht mehr ganz nach dem Geschmack des Höllenfürsten, doch er wollte zunächst einmal zusehen. Es war ohnedies fraglich, ob es dem Herrscher der Spiegelwelt gelingen würde, all die verschiedenen Höllenwesen mit ihren stark ausgeprägten, unterschiedlichen Charakteren unter einen Hut zu bringen.

Jedes Mitglied der Höllenstreitmacht hatte andere Interessen und Ambitionen. Wie wollte Atax sie alle in Einklang bringen?

Nun, es war Atax' Angelegenheit, und niemand würde ihm dabei helfen. Im Gegenteil, nicht nur Asmodis, auch andere würden ihm höchst mißtrauisch auf die Finger sehen.

Er war auf der Prä-Welt Coor gewesen und hatte ein erstes Gespräch mit Höllenfaust, dem Anführer der Grausamen 5, geführt. Zu einer

Einigung zwischen Atax und den Magier-Dämonen war es nicht gekommen, aber niemand schlug die Tür zu.

Sie blieb offen für neue Verhandlungen.

Auch mit Mago, dem Schwarzmagier und Jäger der abtrünnigen Hexen, wollte Atax kürzlich ein Bündnis eingehen. Doch Mago, damals im Besitz des Höllenschwerts, lehnte aus einer Position der vermeintlichen Stärke ab.

Mago konnte Atax vergessen. Der Schwarzmagier würde ihm nie verzeihen, daß er dafür sorgte, daß er das Höllenschwert verlor und sich dadurch nicht zum Herrscher von Protoc machen konnte. [1]

Er hatte sich mit Mago einen Todfeind geschaffen, und er wußte, daß er sich vorsehen mußte und sich keine Blöße geben durfte, denn Mago lag bestimmt auf der Lauer und wartete auf den Augenblick, wo er sich für das rächen konnte, was er ihm angetan hatte.

Eine definitive Zusage hatte Atax bisher nur von Cuca, der schwarzen Hexe, bekommen, doch er wußte, daß ihr Wort nicht viel wert war. Cuca war wankelmütig und unzuverlässig.

Wenn ein Gegner auftauchte, der stärker war als Atax, würde sie sich ohne Gewissensbisse ihm anschließen und ihren einstigen Verbündeten verraten.

Atax ließ seinen Blick über das düstere Todesmoor schweifen. Er hatte einen großen transparenten Körper, der von violett schillernden Adern durchzogen war. Dieses zeitweilig spiegelnde Ungeheuer konnte sein Aussehen nach Belieben verändern, eine Fähigkeit, die auch Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, meisterhaft beherrscht hatte.

Die Seele des Teufels starrte auf die Stelle, wo Murdock Vidor versunken war.

Dort unten lag die Bestie, eingehüllt in zähen Schlamm, verloren für immer und ewig - ausgeschaltet, vernichtet…

Ein böses Grinsen huschte über Atax' Gesicht.

Die Menschen glaubten, endlich von Murdock Vidor erlöst zu sein, und aus eigener Kraft hätte er sich auch nicht mehr erheben können, aber nun hatte er einen Höllenkomplizen.

Atax hob die Arme. Waagrecht streckte er sie von sich, die Handflächen nach unten gekehrt, und von ihnen lösten sich violette Dämpfe, die langsam zu Boden sanken und sich ausbreiteten. Sie unterwanderten den Nebel, der auf dem Todesmoor lag und näherten sich, gelenkt von Atax' Willen, jener Stelle, wo die Bestie ihr unrühmliches Ende fand.

Der Nebel zerriß, und Atax konnte genau verfolgen, was passierte. Die violetten Dämpfe fanden sich zusammen, vereinigten sich wenige Zentimeter über dem Schlamm zu einer Gestalt.

Und diese Gestalt sah aus wie Murdock Vidor!

Ein fürchterliches Scheusal schwebte über dem tödlichen Sumpf. Es hatte riesige Pranken mit gefährlich scharfen Krallen, und struppiges Haar, das wirr von seinem Schädel abstand.

Dies war der von Atax geschaffene Geist, der Murdock Vidor neu beleben sollte.

»Nun beginne!« befahl Atax, der auch der Geschlechtslose genannt wurde. Seine Stimme war weder die eines Mannes noch die einer Frau. »Hol ihn aus dem Sumpf! Bring ihn zu mir!«

Und das violette Geistwesen tauchte ein in den zähen Morast, trocknete ihn mit übernatürlicher Hitze in weitem Umkreis aus, machte ihn fest und rissig. Ein längliches Loch war zu sehen, nichts weiter. Der violette Geist führte Atax' Befehl aus.

Er legte Murdock Vidors reglose Gestalt in der Tiefe des Moors frei und sickerte in seinen Körper. Unaufhaltsam wühlten sich die violetten Dämpfe in den toten Leib, verdrängten die Starre aus ihm und strafften die Muskeln. Der Körper der Bestie zuckte.

Als die Dämpfe völlig in ihm aufgegangen waren, ging ein neuerlicher Ruck durch das schreckliche Wesen.

»Komm!« rief Atax. »Komm zu mir!«

Und Murdock Vidor gehorchte. Eine fahlgelbe Glut erhellte mit einem Mal seine Augen, und als sich die schorfigen Lippen hoben, wurden gewaltige Reißzähne sichtbar.

Aus der Tiefe des Todesmoors stieg ein markerschütterndes Gebrüll.

Murdock Vidor gab sein erstes Lebenszeichen.

Und dann tauchte seine Pranke auf. Er krallte sich im hart gewordenen Morast fest und zog sich hoch. Sein Schädel erschien, und Atax sah die abstoßende Fratze der Bestie.

Vidor verließ sein Grab.

In seinen Brustmuskeln pulsierte eine rote Glut, während er sich langsam zu seiner vollen Größe aufrichtete.

Atax nickte zufrieden.

Er hatte Verwendung für Murdock Vidor. Die Bestie aus dem Todesmoor war zwar kein mächtiger Dämon, aber immerhin ein starker grausamer Schwarzblütler, dem die Seele des Teufels viele Aufgaben übertragen konnte.

Vidor würde bedingungslos gehorchen, denn er war ihm zu Dank verpflichtet. Wenn Atax ihm nicht neues, höllisches Leben verliehen hätte, wäre er im Moor geblieben und in Vergessenheit geraten.

Atax bot ihm die Möglichkeit, wieder von sich reden zu machen, die Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen!

Dafür konnte er uneingeschränkten Gehorsam verlangen.

Die Seele des Teufels sprach zu Vidor in einer Sprache, die auf der Erde fremd war.

»Du trägst von nun an meinen Höllenatem in dir! Spürst du die Kraft,

die er dir verleiht?«

»Ja«, knurrte das Wesen in derselben Sprache. »Er macht mich stark! Stark für die Rache!«

»Ich habe dich schon einmal zurückgeholt, doch ich war mit dem, was du getan hast, nicht zufrieden.«

»Diesmal bin ich stärker. Du wirst keinen Grund haben, noch einmal unzufrieden zu sein. Laß mich jene bestrafen, die es wagten, mich zu bekämpfen.«

»Gut«, sagte Atax. »Du sollst deine Rache haben, aber überlege dir genau, was du tust. Diese Rache soll eine Prüfung für dich sein. Wenn du sie ohne meine Hilfe bestehst, mache ich dich zu meinem Verbündeten. Solltest du noch einmal versagen…«

»Das werde ich nicht!«

»Solltest du noch einmal versagen«, wiederholte Atax unbeirrt, »erkläre ich dich für vogelfrei, und jeder Höllenhund kann dich jagen und töten.«

Die Bestie senkte ergeben ihr mächtiges Haupt. »So soll es sein.«

***

Frank Keith war betrunken. Er lag auf dem breiten französischen Seidenbett, und eine Flasche Sekt steckte im Eiskübel, der auf dem Nachttisch neben zwei halbvollen Gläsern stand. Im Schlafzimmer wiegte sich Virginia wie eine Schlange.

Sie tanzte so etwas wie den Tanz der sieben Schleier, dieses Mädchen mit dem leuchtenden Kupferhaar.

Genau genommen war es nichts anderes als ein heißer Strip, den Frank Keith schon fast nicht mehr aushielt.

Er hatte das Girl in sein Apartment geholt, weil ihm nach schönem, jungem warmem Fleisch war. Sein diesbezüglicher Verbrauch war nicht zu unterschätzen.

Es gab welche, die behaupteten, er wäre irgendwie besessen, verrückt, und er stellte das nicht in Abrede. Ja, er war verrückt nach schönen Mädchen. Gab es eine angenehmere Art, als sich die Langeweile mit einem Girl im Bett zu vertreiben?

Virginia hörte nicht auf zu tanzen.

Ganz kribbelig war Frank schon, und Schweißtropfen glänzten auf seiner Stirn. Wenn er sich auf den rotierenden Nabel des Mädchens zu konzentrieren versuchte, wurde ihm schwindelig.

»Baby«, stöhnte er. »Komm endlich ins Bett! Hör auf, mich zu quälen.«

Im Wohnzimmer lief eine Schallplatte. Keine Single - eine LP. Frank verfluchte sie, denn Virginia schien ihren Tanz erst beenden zu wollen, wenn die Musik zu Ende war.

Den Erfinder der Langspielplatte soll auf der Stelle der Schlag treffen,

dachte Frank Keith.
Und Virginia Baynes machte weiter.
Hülle um Hülle ließ sie fallen.
»Wie viele Schleier trägst du eigentlich?« fragte Frank kichernd.
Da das Mädchen dem Bett weiterhin fernblieb, griff er wieder zum Sektglas, denn er hatte großen Durst und ihm war entsetzlich heiß. Virginia heizte ihm tüchtig ein.
Sie hatte eine atemberaubende Figur. Ihr Gesicht war nicht übel, aber mit ihrem Körper konnte es nicht mithalten.
Wenn auf ein Mädchen das Wort Sexbombe paßte, dann auf Virginia Baynes, und Frank hatte gehört, daß sie im Bett eine Wucht sein sollte, das Nonplusultra. Er leckte sich nervös die Lippen.
»Aus! Aus! Es reicht!« rief er.
»Warte, das Beste kommt noch«, sagte Virginia und rotierte mit den Hüften wie eine Bauchtänzerin.
Frank preßte die Hand auf sein Herz. »Hast du denn kein Mitleid, du Hexe? Ich vergehe vor Verlangen! Ich verbrenne!«
Sie trug nur noch ihren winzigen schwarzen Slip und einen hauchdünnen BH. Als sie nach hinten griff und diesen aufhaken wollte, sprang Frank aus dem Bett.
»Das mache ich!«
»Verdirb mir nicht die Show, Frank«, protestierte Virginia.
»Die muß doch mal zu Ende sein. Ich kann nicht mehr warten, ich halt's einfach nicht mehr aus, Süße! Ich bin auf hundert. Was heißt auf hundert! Auf fünfhundert bin ich! Ich stehe kurz vor der Explosion!«
Er schlang seine Arme um sie, hob sie hoch und ließ sich aufs Bett fallen. Sie quiekte und protestierte wieder, aber er achtete nicht darauf.
Irgendwie befreite er sie vom BH, und dann zerriß er ihr in der Aufregung den Slip. Seine zitternden Hände liebkosten ihren geschmeidigen Körper, und sie fand Gefallen daran. Er küßte ihre festen Brüste. Die Beherrschung hatte er schon verloren, jetzt verlor er auch den Verstand - und es war großartig.
Aber dieses Himmelsgefühl ging urplötzlich mit einem gewaltigen Paukenschlag zu Ende.
Die Schlafzimmertür bekam auf einmal einen kraftvollen Tritt, schwang zur Seite und krachte gegen die Wand.
Virginia und Frank erstarrten.
Das nackte Mädchen kreischte, als es die beiden Männer in der Tür stehen sah. Sie trugen Nylonstrümpfe über ihren Gesichtern.
Und sie hielten UZI-Maschinenpistolen in ihren klobigen Händen!
Virginia drehte sich blitzartig zur Seite und fiel neben dem breiten Bett auf den Boden.
Wie auf dem Präsentierteller lag Frank Keith vor den maskierten

Killern. Er wußte, daß er keine Chance hatte, und er wußte auch, aus welchem Grund die Kerle zu ihm gekommen waren.

Er hatte eine Frucht gepflückt, von der er lieber die Finger hätte lassen sollen. Jetzt bekam er dafür die Rechnung präsentiert. Schwarz und kalt starrten ihn die Mündungsaugen der automatischen Waffen an.

Er wollte aufspringen, doch das ließen die Männer nicht zu. Gleichzeitig krümmten sie die Finger, und ihre Maschinenpistolen ratterten los…

***

Vicky Bohney gab in einem Londoner Großkaufhaus eine Autogrammstunde, und ich staunte über das rege Interesse, das man meiner Freundin entgegenbrachte. Ihre Bücher hatten sich noch nie schlecht verkauft, aber an diesem Tag gingen sie weg wie die warmen Semmeln.

Ich war mächtig stolz auf Vicky.

Hübsch, sehr hübsch sah sie aus mit ihrem langen, leicht gewellten blonden Haar. Sie trug ein bunt gemustertes Sommerkleid, das dezent dekolletiert war.

Ich stand neben einem breiten Taschenbuchständer und beobachtete Vicky. Mich beachtete niemand.

Wer war schon Tony Ballard? Vicky Bonney, die Schriftstellerin, war die Attraktion der Stunde. Im Augenblick gehörte sie diesen vielen Menschen, die gekommen waren, um sie persönlich kennenzulernen. Ich mußte zurückstehen.

Später, wenn dieser Rummel vorbei war, würde Vicky mir allein gehören.

Als die Autogrammstunde zu Ende war, unterhielt sich Vicky noch mit den leitenden Herren des Warenhauses, aber sie machte es kurz, damit ich nicht noch länger warten mußte.

Mein weißer Peugeot 504 TI stand im angrenzenden Parkhaus.

Als wir einstiegen, sagte Vicky: »Ein herrlicher Tag.«

Ich schmunzelte. »Es gefällt dir, so beliebt zu sein, nicht wahr?«

»Ist doch was Schönes, zu sehen, wie sehr einen die Menschen mögen.«

»Bin ganz deiner Meinung«, sagte ich, schob den Zündschlüssel ins Schloß und startete den Motor.

Vicky kicherte. »Mir scheint, du bist ein bißchen eifersüchtig.«

»Nicht bloß ein bißchen«, gab ich gespielt brummig zurück.

Vicky rutschte näher, schob ihre Hand unter meinen Arm und legte ihren Kopf auf meine Schulter. »Wollen wir irgendwohin fahren, wo wir allein sind, Tony?«

»Wo wäre das?«

»Egal. Einfach ein Stück raus aus der Stadt.«

»Na schön«, sagte ich und fuhr los, aber ich kam nicht weit, denn plötzlich wurde mir rot vor den Augen. Ja, rot, nicht schwarz. Ich konnte nichts mehr sehen, bremste und kuppelte automatisch aus.

»Tony!« hörte ich Vicky besorgt rufen. »Mein Gott, was hast du?«

Ja, was hatte ich? Das hätte ich selbst gern gewußt. Seit Wochen überraschten mich immer wieder diese merkwürdigen Schwächeanfälle, und hin und wieder bildete ich mir ein, mein Innerstes würde sich verändern.

Ich hatte sogar schon mal geglaubt, diese Welt wäre nicht meine richtige Heimat, und Vicky war mir unerklärlich fremd vorgekommen.

Was war los mit mir?

»Tony!« rief Vicky eindringlich, und ich spürte, wie sie mich schüttelte.

Vor meinen Augen waberte immer noch dieses verdammte Rot. So lange hatte es noch nie gedauert. Ich ächzte, schloß die Augen und schüttelte wütend den Kopf, als müßte darin etwas zurechtgerückt werden.

Als ich wieder die Augen öffnete, war es vorbei. Ich konnte wieder klar sehen, und ich erkannte die tiefe, fast panische Besorgnis in Vicky Bonneys veilchenblauen Augen.

»Tony! Liebling!« sagte sie mit belegter Stimme. Zärtlich streichelte sie meine Wange.

Die Berührung tat mir gut.

»Was war das eben?« fragte meine Freundin beunruhigt. »Was hat das zu bedeuten? Bist du… krank?«

»Kann sein«, sagte ich ächzend.

»Was war denn plötzlich los?« wollte Vicky Bonney wissen.

»Ich konnte nichts sehen«, erklärte ich. »Vor meinen Augen war auf einmal alles rot. Nur rot.«

Vicky erinnerte sich, daß ich schon mal mit ihr über meine Zustände gesprochen hatte. Sie musterte mich aufgeregt. »Du mußt endlich etwas dagegen unternehmen, Tony!« sagte sie eindringlich. »So geht das doch nicht weiter, das darfst du nicht anstehen lassen.«

Ich sagte, daß ich schon einige Male nahe drangewesen war, mich gründlich untersuchen zu lassen, aber zu guter Letzt wäre immer irgend etwas dazwischengekommen.

»Diesmal darf nichts dazwischenkommen«, sagte Vicky entschieden. »Deine Gesundheit ist wichtiger als alles, andere. Stell dir vor, es kommt zu so einem Blackout, wenn du einem Höllengegner gegenüberstehst! Dann bist du verloren.«

Damit hatte sie völlig recht. Wenn ich kämpfte, durfte mich diese Schwäche nicht übermannen, sonst war ich wirklich erledigt. »Soll ich fahren?« fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht nötig.«
Ich fuhr aus dem Parkhaus, aber Vicky Bonney wollte nicht mehr hinaus ins Grüne. Sie bat mich, nach Hause zu fahren, und das war auch mir lieber.

***

Die Bestie befand sich bereits in London!
Ein großer, kräftiger Mann war Murdock Vidor jetzt, mit breiten Schultern und finsterem Blick. Er sah zwar nicht vertrauenerweckend aus, aber daß er die Fähigkeit hatte, sich in ein reißendes Ungeheuer zu verwandeln, sah ihm niemand an.
Er saß im Fond eines Taxis und sprach kein Wort.
Der dicke Taxilenker warf hin und wieder einen Blick in den Spiegel und musterte den merkwürdigen Fahrgast heimlich. Die Uhr lief unermüdlich, doch das schien den Mann nicht zu stören.
»Sie könnten es billiger haben, wenn Sie aussteigen und später ein anderes Taxi nehmen«, sagte der massige Fahrer, dem das Stillsitzen und Mundhalten nicht behagte.
»Ich kann mir Ihren Tarif leisten«, erwiderte Murdock Vidor.
»Aber Sie schmeißen gutes Geld zum Fenster hinaus.«
»Meine Sache.«
Da hatte der Fahrgast allerdings recht. Der Dicke zuckte mit den Schultern.
»Okay, okay. War ja nur ein gutgemeinter Rat von mir.«
Zwanzig Minuten vergingen. Zwanzig Minuten lähmenden Schweigens. Der Fahrgast saß da, als hätte ihn der Schlag getroffen. Er regte sich nicht. Nur an seinem unsteten Blick erkannte der Taxifahrer, daß der Mann nicht tot war.
Auf einmal bewegte er sich.
Es war in dem Augenblick, als aus dem gegenüberliegenden Parkhaus ein weißer Peugeot 504 TI rollte. Der weiße Wagen fuhr an einem Blumenkiosk vorbei, ließ einem Autobus die Vorfahrt und bog dann in die Straße ein.
»Folgen Sie dem Peugeot!« verlangte Murdock Vidor.
Endlich kriege ich was zu tun, dachte der Taxifahrer, und ein erfreutes Grinsen legte sich über sein Gesicht.
»Das ist ja wie im Krimi.«
»Fahren Sie!«
»Sind Sie so was wie ein Privatdetektiv? Sie können mit meiner Verschwiegenheit rechnen.«
»Halten Sie den Mund und fahren Sie endlich!« sagte Murdock Vidor unwirsch.
»Keine Sorge, den Peugeot verlieren wir nicht. Ich bin auf Londons Straßen zu Hause. Zwanzig Jahre fahre ich Auto. In meinen Adern

fließt nicht Blut, sondern Benzin.« Der Fahrer lachte meckernd.

Dann folgte er dem Peugeot, und er hatte wirklich keine Schwierigkeiten, dranzubleiben.

Der weiße Wagen erreichte Paddington und bog in die Chichester Road ein. Ein Hund lief über die Straße, und der Taxifahrer mußte scharf abbremsen.

»Verdammt, was soll das?« fuhr ihn Murdock Vidor an.

»Haben Sie den Hund nicht gesehen?«

»Na und?«

»Ich konnte ihn doch nicht überfahren.«

»Warum nicht?«

Der Fahrer schaute entgeistert in den Innenspiegel. Es überlief ihn eiskalt. »Ich… ich bin ein Tierfreund«, rechtfertigte er sich.

»Der Peugeot bleibt stehen. Halten Sie auch an«, verlangte Vidor.

Der Taxifahrer gehorchte. Sein Fahrgast wurde ihm immer weniger geheuer.

Vidor lehnte sich zurück. Er betrachtete das Haus, in dem Tony Ballard mit dem blonden Mädchen verschwunden war. Das kalte Feuer des Hasses loderte in seiner Brust, und er spürte, wie die Bestie aus ihm hervortreten wollte.

In seiner Erregung fiel ihm nicht auf, daß er sich tatsächlich verwandelte.

Das dumpfe Knurren, das sich seiner Kehle entrang, veranlaßte den Taxifahrer, wieder einen Blick in den Spiegel zu werfen.

Was er sah, ließ ihn an seinem Verstand zweifeln. Das gab's doch nicht! In seinem Wagen saß ein Ungeheuer!

Bin ich denn übergeschnappt? fragte sich der Dicke und wischte sich hastig über die Augen, und als er erneut in den Spiegel sah, stellte er erleichtert fest, daß der Mann hinter ihm ein Mensch und kein Monster war.

Doch Murdock Vidor fühlte sich entdeckt. Wenn sein Geheimnis gewahrt bleiben sollte, mußte er gegen den Taxifahrer etwas unternehmen.

***

Zitternd und schluchzend lag das nackte Mädchen neben dem Bett.

Der Feuerzauber war vorbei, aber Virginia Baynes hatte nicht den Mut, aufzustehen. Vielleicht fehlte ihr auch die Kraft dazu, sie wußte es nicht.

Was geschehen war, war der reine Wahnsinn!

Virginia konnte es immer noch nicht fassen. Zwei Männer mit Maschinenpistolen, maskiert… Und nun lag Frank tot auf dem Bett. Wenn sie aufstand, würde sie ihn sehen, und ihr würde bestimmt schlecht werden.

Wie lange wollte sie hier noch herumliegen? War es nicht vernünftiger, aufzustehen, sich hastig anzuziehen und das Apartment zu verlassen?

Und die Polizei?

Sollte sie die Polizei verständigen? Man würde herausfinden, daß Frank nicht allein gewesen war, denn Virginia hatte nicht die Nerven, all ihre Spuren zu verwischen. Irgend etwas würde sie bestimmt übersehen, deshalb war es wohl besser, sich gleich mit der Polizei in Verbindung zu setzen.

Aber man würde von ihr verlangen, daß sie am Tatort blieb, und das war für sie ausgeschlossen!

Erst mal aufstehen…

Vorsichtig erhob sich das Mädchen, als befürchtete es, die Killer könnten noch da sein, doch die Wohnung war leer. Nur sie war da - und natürlich Frank. Gott, wie er aussah.

Virginia streifte ihn nur mit einem ganz kurzen Blick, aber das reichte schon. Sie wirbelte herum und rannte ins Bad, konnte sich gerade noch über die Wanne beugen, und dann kam alles hoch, was sie im Laufe des Tages gegessen hatte.

Sie spülte das Erbrochene mit der Handbrause weg und wusch sich das blasse Gesicht. Ihr Magen schmerzte, und sie war so kraftlos, daß sie sich auf den Wannenrand setzen mußte.

Es hieß, daß Frank Geschäfte machte, die nicht immer ganz sauber waren. Virginia war das egal gewesen. Sie konnte Frank trotzdem gut leiden. Wenn er mit dem Gesetz auf Kriegsfuß stand, war das seine Angelegenheit.

Er erzählte ihr nichts, und sie wollte nichts hören.

Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß - und bringt mich nicht in Schwierigkeiten…

Sobald Virginia wieder einigermaßen bei Kräften war, wankte sie aus dem Bad und sammelte ihre Sachen im Schlafzimmer ein. Keinen zweiten Blick warf sie mehr auf den blutüberströmten Körper, der mit verrenkten Gliedern auf dem Bett lag.

Sie zog sich im Wohnzimmer oberflächlich und umständlich an, schloß die Knöpfe ihres Kleides falsch, aber das fiel ihr nicht auf, betrachtete unschlüssig das Telefon und rief schließlich doch die Polizei an.

»Hallo«, sagte sie mit dünner Stimme, als sich am anderen Ende ein Mann meldete. »Ich… ich habe einen Mord zu melden…«

»Einen Mord, den Sie verübt haben?«

»Um Himmels willen, nein!«

»Wer ist das Opfer?«

»Frank Keith.«

»Adresse?«

Virginia nannte sie.
»Und wie ist Ihr Name?«
Statt darauf einzugehen, platzte es aus dem Mädchen heraus: »Es waren zwei Männer. Sie trugen Nylonstrumpfhosen und hatten Maschinenpistolen. Sie schossen Frank brutal zusammen. Er hatte nicht die geringste Chance. Es war entsetzlich. Ich dachte, diese Kerle würden auch mich… Oh, mir wird schon wieder schlecht…«
»Sie haben vergessen, mir Ihren Namen zu nennen, Miß«, sagte der Beamte.
Virginia ließ den Hörer in die Gabel fallen und mußte noch einmal ins Bad laufen.

***

Vicky Bonney und ich betraten das Wohnzimmer. Es war Besuch da. Obwohl ich mich freute, Cruv, den häßlichen Gnom von der Prä-Welt Coor, zu sehen, gab es mir gleichzeitig auch einen Stich, denn die Anwesenheit des Kleinen erinnerte mich daran, daß sich die Hölle meinen langjährigen Freund und Partner, den Industriellen Tucker Peckinpah, geholt hatte. [2] Das war ein verdammt schmerzhafter Schlag, den wir da hinnehmen mußten, und es war fraglich, ob wir Peckinpah jemals wiedersehen würden.
Im Raum befanden sich außerdem Mr. Silver, der Ex-Dämon, und Boram, der weiße Nessel-Vampir. Ich hatte mit dieser Nebelgestalt schon einmal gekämpft und dabei nicht besonders gut ausgesehen.
Ein Spruch des Zauberers Angelo d'Alessandro drehte Boram um, und seither stand er auf meiner Seite, und Schwarzblütler mußten sich vor ihm höllisch in acht nehmen.
Und noch jemanden erblickte ich.
Einen Mann mit wulstigen Lippen, dunklen Augen und völlig kahlem Schädel. Er hätte ein Double von Telly Savallas sein können.
Sein Name war Dean McLaglen, wie mir Cruv sagte, und mir war, als hörte ich diesen Namen nicht zum erstenmal. Wenn ich mich recht entsann, hatte ihn Peckinpah schon mal erwähnt.
Ich schüttelte ihm die Hand. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Mr. McLaglen.«
»Ganz meinerseits«, sagte Dean McLaglen mit einem freundlichen Lächeln.
»Mr. McLaglen ist Tucker Peckinpahs Anwalt«, klärte mich Cruv auf.
Jetzt wußte ich, wieso mir der Name nicht fremd war. Peckinpah beschäftigte ein Heer von Anwälten, das meiste Vertrauen brachte er aber Dean McLaglen entgegen, wie mir nun einfiel.
»Schlimme Sache, was mit Mr. Peckinpah passiert ist«, sagte der Rechtsanwalt ernst.
Cruv hatte es zu verhindern versucht, doch es war ihm nicht

gelungen. Der Gnom litt darunter, denn schließlich war er Peckinpahs Leibwächter gewesen. Es hatte mich viele Stunden und viele Worte gekostet, um dem Knirps auszureden, er wäre ein Versager, denn dafür hatte er sich nach dem Unglück, das Peckinpah widerfahren war, gehalten.

Selbst jetzt peinigten den Kleinen noch Gewissensbisse.

Und wir wußten nicht, wie wir das, was geschehen war, rückgängig machen konnten.

»Ich hoffe, Sie können Mr. Peckinpah bald helfen, Mr. Ballard«, sagte Dean McLaglen.

Ich nickte. »Ja, das hoffe ich auch, das hoffen wir alle.«

»Ich weigere mich, zu glauben, daß Tucker Peckinpah nicht mehr lebt.«

»Genau wie wir«, sagte ich.

»Und ich bin zuversichtlich, daß Sie ihn retten werden.«

Ich wollte, ich könnte deine Zuversicht teilen, dachte ich.

»Bis dahin werde ich versuchen, Mr. Peckinpahs Interessen zu wahren«, sagte der Rechtsanwalt. »Ich werde angebahnte Geschäfte abschließen, soweit mir das möglich ist, und die diversen Unternehmungen meines Klienten so leiten, wie er es tun würde. Selbstverständlich weiß ich, daß ich Peckinpah in geschäftlichen Dingen nicht das Wasser reichen kann, aber ich werde bemüht sein, in seinem Sinn zu handeln, damit er sein Imperium intakt übernehmen kann, wenn er wieder bei uns ist.«

Ja, wenn, durchfuhr es mich.

»Und ich werde versuchen, all die Fäden in die Hand zu bekommen, die dir ein problemloses Operationsfeld schufen, Tony«, sagte Cruv. »Ein paar von Peckinpahs weitreichenden Verbindungen konnte ich bereits aktivieren. Ich hoffe, es werden mit der Zeit mehr werden.«

»Danke, Cruv«, sagte ich.

»Wenn Situationen auftreten, in denen du Tucker Peckinpahs Hilfe brauchtest, wende dich in Zukunft an mich«, sagte der Gnom.

Ich legte ihm meine Hand auf die Schulter. »Das werde ich tun.«

»Hoffentlich brechen für uns bald wieder bessere Zeiten an«, sagte der häßliche Gnom. »Es waren zu viele Rückschläge, die wir in letzter Zeit hinnehmen mußten. Es sollte allmählich wieder aufwärts gehen.«

»Das wird es«, versicherte ich dem Kleinen.

»Wir bleiben in Verbindung, Mr. Ballard«, sagte Dean McLaglen. »Und… halten Sie mich über alles, was mittelbar oder unmittelbar mit Tucker Peckinpah zu tun hat, auf dem laufenden.«

Dieses Versprechen gab ich ihm, und er verließ mit dem Gnom unser Haus.

»Wo ist Roxane?« fragte Vicky Bonney.

»Bei Lance«, sagte Mr. Silver.

Sie sah den Hünen mit den Silberhaaren unsicher an. »Ist es nicht gefährlich, sie mit Lance allein zu lassen? Sie ist immerhin zur Hälfte eine hinterhältige Zauberin.«

Der Ex-Dämon seufzte. »Daran brauchst du mich nicht zu erinnern, Vicky. Dessen bin ich mir jedesmal bewußt, wenn ich sie ansehe. Roxane und Arma in einem Körper. Das verdanke ich Metal, diesem Schurken. Warum ich ihm im Wald der fliegenden Schädel das Leben rettete, ihm, einem erbitterten Feind, kann ich mir heute nicht erklären. Er hätte den Tod verdient. Vor allem nach dem, was er mit Roxane angestellt hat.«

Der Hüne behauptete, es bestünde für Lance Selby keine Gefahr, denn Roxane würde nicht zulassen, daß ihm Arma etwas antat.

»Sie setzen sich gegenseitig schachmatt, deshalb fällt es mir schwer, in ihr das Mädchen zu sehen, das ich mehr als mein Leben liebe«, sagte Mr. Silver. »Sie ist weder Roxane noch Arma. Sie sieht zwar aus wie Roxane, aber der Höllennektar hat sie mir entfremdet.«

»Du mußt die Wirkung dieses Teufelstranks aufheben«, sagte Vicky Bonney.

Der Ex-Dämon lächelte hilflos. »Denkst du, das hätte ich noch nicht getan, wenn es mir möglich wäre?«

»Du bist stark, und deine Magie…«

»Auch mir sind Grenzen gesetzt, Vicky«, sagte der Hüne. »Roxane zu helfen liegt im Moment noch außerhalb dieser Grenzen, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Eines Tages wird es mir gelingen, sie wieder zu dem Mädchen zu machen, das sie war, bevor sie Metal in die Hände fiel.«

Boram beteiligte sich nicht an dem Gespräch. Er stand am Fenster, blickte in den Garten.

Ich hatte den Zwischenfall im Parkhaus schon fast vergessen, aber Vicky Bonney fing davon an. Sie erzählte Mr. Silver von meinen immer wiederkehrenden Schwächeanfällen, und auch der Ex-Dämon meinte besorgt, daß da unbedingt etwas geschehen müsse.

Der Meinung war ich zwar auch, aber ich hatte es plötzlich nicht mehr so eilig, mich in eine Klinik zu legen. Sie redeten mir wie einem kranken Pferd zu, aber es dauerte eine Weile, bis ich mich breitschlagen ließ.

Wer geht schon gern ins Krankenhaus?

»Wir kommen dich auch bestimmt jeden Tag besuchen«, sagte Mr. Silver.

»Um zu sehen, ob ich noch drinnen bin?«

»Um dir zu erzählen, was so läuft. Du wirst sehen, es kommt zu keinem Chaos, wenn du mal eine Weile nicht mitmischst. Oder hältst du dich für so wichtig, daß du denkst, ohne dich geht nichts?«

Ich stieß meinen Finger gegen Mr. Silvers Brustbein. »Gib dir keine

Mühe, ich lasse mir keine Bosheit entlocken. Ich habe heute meinen verträglichen Tag.«

»Man sollte ihn im hundertjährigen Kalender rot anstreichen.«

»Bist du sicher, daß wir noch Freunde sind?«

»Aber ja«, tönte der Ex-Dämon. »Einer wie ich kann es sich nicht leisten, daß du auf ihn sauer bist. Wenn du in Fahrt kommst, kannst du Freunde von Feinden nicht mehr unterscheiden.«

Ich ließ ihn reden. Er konnte mich nicht aufziehen. Ich begab mich zur Hausbar und nahm mir einen Pernod.

Vicky Bonney riet mir, noch heute die Klinik anzurufen, in die ich mich legen wollte.

Von wollen konnte keine Rede sein, aber es beunruhigte mich schon sehr, daß ich mich nicht mehr hundertprozentig auf meine Fitneß verlassen konnte. Vielleicht würden die Ärzte finden, was mir fehlte, wenn sie mich auf Herz und Nieren untersuchten und gründlich durch die Mangel drehten.

Länger als eine Woche würde das wohl kaum in Anspruch nehmen. Eine Woche Krankenurlaub mußte für mich drin sein.

Es gab nur eine Klinik, die für mich in Frage kam. Tucker Peckinpah hatte dem Krankenhaus eine kräftige Finanzspritze gegeben, damit es möglich war, es auf den modernsten Stand der medizinischen Technik und Elektronik zu bringen.

Peckinpah selbst hatte sich da schon einmal gründlich untersuchen lassen, und ich erinnerte mich, daß er voll des Lobes gewesen war.

Da Vicky mich abermals drängte, rief ich den Chefarzt an und berief mich auf meinen Partner Peckinpah. Wahrscheinlich wäre sonst nicht sofort ein Bett für mich frei gewesen.

Der Name Peckinpah wirkte einmal mehr wie ein Zauberwort.

Ich erklärte dem Chefarzt, was für Probleme ich hatte und was ich mir von ihm und seinem Team erwartete, und er behauptete, daß es wohl kaum schwierig sein würde, die Wurzel des Übels zu finden und zu beheben.

Damit beruhigte er mich, und ich spekulierte schon damit, nur fünf Tage in der Klinik bleiben zu müssen.

»Gut, dann sehen wir uns morgen, Mr. Ballard«, sagte der Doktor.

Dann legten wir gleichzeitig auf.

Ich schaute Vicky Bonney und Mr. Silver an. »Zufrieden?«

»Endlich sind wir ihn mal für eine Weile los«, stänkerte der Ex-Dämon. »Junge, jetzt wirst du mal sehen, wie's ohne dich zugeht.«

»Ich weiß, ich bin für dich ein Klotz am Bein.«

»Wird Zeit, daß du das einsiehst.«

Nun wollte ich mich doch zu einer giftigen Bemerkung hinreißen lassen, aber das Schrillen des Telefons kam mir dazwischen.

Daryl Crenna alias Pakka-dee, der Mann aus der Welt des Guten und

Gründer des »Weißen Kreises«, war am anderen Ende des Drahtes, und seine Stimme klang aufgeregt.

»Tony, ich muß dich warnen! Soeben zeigte mir Yuums Auge eine schwarze Aktivität, und zwar ganz in deiner Nähe! Ich versuchte dich mehrmals zu erreichen, aber bei dir war ständig besetzt.«

»Was ist los, Daryl?«

»Vor deinem Haus steht ein Taxi, in dem ein Monster sitzt!«

***

Mir wäre beinahe der Hörer aus der Hand gerutscht. Ich sagte kein Wort mehr zu Daryl Crerina, nicht einmal »Danke für die Warnung«. Gar nichts. Pakka-dee würde das verstehen.

Ich knallte den Hörer auf den Apparat und riß meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter.

Schnell informierte ich meine Freunde über den Anruf. Mr. Silver und Boram kamen mit mir. Zu dritt stürmten wir aus dem Haus, doch von einem Taxi war weit und breit nichts zu sehen.

Da mich Daryl Crenna mit Sicherheit nicht auf den Arm genommen hatte, gab es nur eine Erklärung: Das Monster-Taxi war inzwischen abgefahren.

Ich stieß meinen Revolver ins Leder und kehrte um. Vicky Bonney sah mich gespannt an. Ich schüttelte den Kopf. »Weg. Nichts.«

»Trotzdem hat das nichts Gutes zu bedeuten«, sagte meine Freundin. »Vielleicht hatte das Monster vor, ins Haus zu kommen.«

Ich bleckte die Zähne. »Das hätte es nicht überlebt. Schließlich hätte es hier drinnen Boram, Silver und mich angetroffen.«

Ich ging zum Telefon und schaltete auf Lautsprecher, damit alle Anwesenden das kommende Gespräch mithören konnten. Dann wählte ich Daryl Crennas Nummer, die ich auswendig wußte.

Der Mann aus der Welt des Guten hob sofort ab. Er schien neben dem Telefon stehend auf meinen Rückruf gewartet zu haben.

Jetzt bedankte ich mich für die Warnung.

»Hat sie genützt?« fragte Pakka-dee.

»Leider nein. Als ich aus dem Haus kam, war das Taxi nicht mehr da.«

»Schade.«

»Hast du das Ungeheuer genau gesehen, Daryl?«

»Genau genug, um es beschreiben zu können.«

»Darum wollte ich dich eben bitten«, sagte ich.

»Das Monster hatte einen mächtigen Schädel, ein gelbes Feuer flackerte in seinen Augen, seine Brustmuskeln waren von einer blutroten Glut durchpulst…«

Ich hätte nach Pakkadees Angaben eine Zeichnung anfertigen können. Bis ins kleinste Detail beschrieb der Mann aus der Welt des

Guten das Monster im Taxi, und ich stieß einen überraschten Pfiff aus.
»Mit so einem Scheusal hatte ich schon einmal das zweifelhafte Vergnügen«, sagte ich. »Es war in der Nähe von Torceston, am Rande des Todesmoors, und der Name der Höllenbestie war Murdock Vidor!«

***

Ich hatte geglaubt, Vidor vernichtet zu haben. Daß er plötzlich vor meinem Haus in einem Taxi hockte, behagte mir absolut nicht. Sehr genau erinnerte ich mich noch an den erbitterten Kampf, den wir einander geliefert hatten. [3]
Murdock Vidor war eine sehr starke Bestie gewesen, kräftiger als ein Werwolf oder ein Vampir. Meine geweihten Silberkugeln vermochten ihn zwar zu schwächen, aber nicht zu töten.
Atax hatte ihn damals in den Kampf geschickt.
War es wieder die Seele des Teufels, die Vidor aus dem Sumpf holte?
Ich konnte mir denken, was Vidor in London wollte. Er lechzte nach Rache. Deshalb war er vor meinem Haus aufgetaucht, und ich konnte sicher sein, daß ich von ihm nicht nur bald wieder hören, sondern daß ich ihn auch sehen würde.
Und dann begann der Kampf von neuem.
All diese Überlegungen teilte ich meinen Freunden mit, und ich sagte: »Unter diesen Umständen fällt mein Klinikaufenthalt natürlich ins Wasser.«
»Es wäre unvernünftig, wenn du nicht ins Krankenhaus gehen würdest, Tony«, redete mir Vicky Bonney zu.
»Hör mal, Murdock Vidor ist in der Stadt, da kann ich es mir nicht ein paar Tage lang gutgehen lassen«, begehrte ich auf.
»Du bist krank, Tony.«
»Jetzt nicht mehr. Ich bin wieder topfit und bereit, gegen Vidor noch einmal anzutreten. Und diesmal sorge ich dafür, daß ihn Atax nicht mehr aus der Versenkung hochholen kann.«
»Stell dir vor, du stehst Vidor gegenüber, und plötzlich überkommt dich dieser Schwächeanfall.«
»In Streßsituationen passierte das noch nie. Es überkam mich bisher immer nur in den Ruhephasen.«
»Bist du sicher, daß sich das nicht auch mal ändern kann?«
»Vidor ist in London, und ich laufe vor ihm nicht davon!« sagte ich trotzig.
»Du willst nicht, daß jemand denkt, Tony Ballard wäre ein Feigling, nicht wahr?«
»Ich will vor allem nicht, daß ich das denke«, sagte ich hart.
»Du, verschaff st diesem Murdock Vidor nur einen Vorteil, Tony!« sagte Vicky Bonney. »Er ist ohnedies schon stärker als du. Mußt du dich ihm auch noch in einer Schwächephase ausliefern? Das ist doch

Irrsinn! Wenn du nicht mehr an deinem Leben hängst, warum wirfst du dich dann nicht einfach vor die U-Bahn? Das geht schneller und schmerzloser, als wenn du Murdock Vidor in die Hände fällst.«

Mr. Silver schaltete sich ein. »Vicky hat recht, Tony. Du bist zur Zeit nicht ganz auf der Höhe. Warum schonst du dich nicht und läßt uns tun, was getan werden muß? Du bist nicht unentbehrlich - jedenfalls nicht in diesem Kampf. Als Freund möchten wir dich alle gern behalten, deshalb wirst du morgen in die Klinik gehen und dich auf Vordermann bringen lassen, während wir uns um Vidor kümmern.«

Ich wollte dabei sein, doch war es nicht wirklich ratsamer, die Vernunft siegen zu lassen?

Wenn ich Glück hatte, war der Kampf noch nicht einmal richtig angelaufen, bis ich die Klinik wieder verlassen durfte. Dann würde auch ich mich an der Jagd auf die Bestie beteiligen und nichts unversucht lassen, um Murdock Vidor den Garaus zu machen.

***

Barry Willoby, der dicke Taxilenker, schwitzte. Er öffnete seinen Kragenknopf und atmete hastig. War es nun pure Einbildung gewesen, oder hatte er doch ein Monster im Fond sitzen gesehen?

Irgend etwas stimmte mit dem kräftigen Fahrgast nicht, davon war Willoby überzeugt. Agent? Privatdetektiv? O nein, dieser Typ hatte keine saubere Weste. Der führte etwas im Schilde. War es denkbar, daß er sich vorhin kurz eine Monstermaske aufgesetzt hatte?

Ganz plötzlich hatte der Mann entschieden: »Fahren Sie mich zum Hafen.«

Dorthin war Willoby jetzt unterwegs. Am liebsten wäre er aus dem Taxi gesprungen und davongelaufen, aber der Wagen gehörte ihm nicht. Er durfte ihn nicht im Stich lassen, schließlich war er dafür verantwortlich.

Die Dämmerung setzte ein, und Barry Willoby schaltete die Fahrzeugbeleuchtung ein.

Murdock Vidor entschied, als sie den Hafen erreichten, wie Willoby weiterfahren sollte. Der dicke Taxilenker sah sich schon mit blutigem Schädel irgendwo liegen, ausgeraubt, dem Tode nahe.

Taxifahrer leben auf der ganzen Welt gefährlich. Oft werden sie für einen lächerlichen Betrag umgebracht.

Willoby überschlug, wieviel Geld er heute schon eingenommen hatte, und er kam zu dem Schluß, daß es sich lohnte, ihn zu überfallen.

»Dort vorne, an der roten Ziegelmauer, rechts«, sagte Vidor.

Gleichmütig war sein Gesichtsausdruck. Er gab sich den Anschein, als wisse er, wohin er wollte, dabei hatte er keine Ahnung. Er wußte nur, daß es ein Ort sein sollte, an dem er mit dem Taxifahrer ganz allein war.

Sie erreichten den alten Teil des Themsehafens, ein aufgelassenes Dock. Reste eines Krans ragten vor ihnen auf, und Murdock Vidor verlangte, daß der Fahrer den Wagen darunter anhielt.

Barry Willoby schwitzte.

Im Handschuhfach lag eine Gaspistole. Würde er schnell genug an sie kommen, wenn der Mann ihn attackierte?

Das Taxi blieb stehen, und Barry Willoby hoffte, daß er den Fahrgast zu Unrecht verdächtigte. Vielleicht wollte sich der Mann hier mit einem Typ treffen, der das Licht genauso scheute wie er.

»Wieviel kriegen Sie?« fragte Murdock Vidor.

Mit dieser Frage zerstreute er ein wenig die Ängste des Taxifahrers. Er spürte, daß der Mann auf der Hut war, aber es würde ihm nichts nützen.

Willoby las den Betrag vom Taxameter ab.

Er zuckte mit den Schultern, als wollte er sich entschuldigen. »Ich habe Ihnen gesagt, daß es teuer wird.«

Er griff zum Handschuhfach und öffnete es. Seine dicke Brieftasche lag auf der Gaspistole. Geschickt wie ein Taschenspieler nahm er sowohl die Brieftasche als auch die Pistole heraus.

Da hörte er wieder dieses tierhafte Knurren, aber lauter, viel lauter, und als er sich entsetzt umdrehte, begriff er, daß er sich in der Chichester Road nicht geirrt hatte.

Im Fond saß tatsächlich ein grauenvolles Ungeheuer!

***

Roxane betrat den Raum. So sehr ich mich freute, daß sie wieder bei uns war, so sehr fürchtete ich auch, daß irgend etwas Unvorhergesehenes passieren könnte.

Da sie zur Hälfte Arma war, war sie unberechenbar, und niemand von uns durfte ihr bedingungslos trauen, denn das wäre ein Fehler gewesen, der sich bitter rächen konnte.

Mir kam vor, als befände sich ein Ausdruck von Genugtuung in ihren schönen grünen Augen. Da sie bei Lance Selby gewesen war, mußte sich diese Genugtuung auf ihn beziehungsweise auf seinen Zustand beziehen, denn wie es zur Zeit aussah, würden wir ihn verlieren.

Er alterte besorgniserregend schnell, und es wäre nötig gewesen, ihn aus seinem magischen Tiefschlaf zu wecken, aber das hätte nur Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, gekonnt, doch Roxane war nicht *nur* Roxane, und Arma ließ nicht zu, daß sie etwas für unseren Freund tat.

Als sie erfuhr, daß Oda nicht mehr lebte, hatte sie zufrieden gestrahlt, und sie freute sich auch darüber, daß sich die Hölle Tucker Peckinpah geholt hatte. Jeder Mißerfolg, jede Niederlage, die wir erlitten, war Arma recht, denn sie haßte uns.

Ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich. Ich nahm mir vor, später einen Blick auf Lance Selby zu werfen. Im Moment mußte ich etwas anderes tun, denn Murdock Vidor war in der Stadt, und das ging nicht nur mich etwas an. Auch Professor Hale und Chao Kai hatten die Bestie vom Todesmoor bekämpft, folglich würde sich Vidor auch an ihnen rächen wollen.

Ich rief Bernard Hale an.

Chao Kai meldete sich. Er freute sich, daß ich mich mal wieder meldete.

»Hör zu«, sagte ich zu dem sympathischen Chinesen, »der Grund, weshalb ich anrufe, ist ernst. Erinnerst du dich noch an unseren Ausflug nach Torceston?«

»Das Schädelhaus im Todesmoor!« sagte Chao Kai wie aus der Pistole geschossen. »Wie könnte ich dieses Abenteuer vergessen. Es ist mir in Erinnerung, als wäre es erst gestern geschehen. Ein Segen für die Menschheit, daß Murdock Vidor tot ist.«

»Das dachte ich bis vor kurzem auch, Chao Kai«, sagte ich grimmig. »Aber die schwarze Macht belebte das Ungeheuer noch einmal.«

Der Lieblingsschüler des Parapsychologieprofessors zischte etwas.

»Was war das?« fragte ich.

»Ein chinesischer Fluch.«

»Sieh einer an, fluchen könnt ihr auch?«

»Blumenreicher als ihr Engländer«, sagte der Chinese.

»Gib mir den Professor«, verlangte ich.

»Hallo, Tony«, kam es gleich darauf durch den Draht. »Was ist passiert?«

»Ich möchte Sie warnen, Bernard«, sagte ich und berichtete ihm, was vorgefallen war.

»Wir werden ab sofort auf der Hut sein und unsere Augen offenhalten«, versprach der PSI-Professor. »Sowie sich Murdock Vidor in unserer Nähe blicken läßt, greifen wir ihn an.«

»Übernehmen Sie sich nicht«, riet ich Bernard Hale. »Setzen Sie sich zuerst lieber mit Mr. Silver in Verbindung.«

Ich sagte dem PSI-Professor ferner, daß ich mich an dem bevorstehenden Kampf nicht beteiligen würde. Das hatte es noch nie gegeben, aber ich brauchte endlich Klarheit über meinen Gesundheitszustand, und wenn es irgend etwas zu reparieren gab, mußte es schnell geschehen, damit ich so bald wie möglich wieder voll einsatzfähig war.

Ein angeschlagener Tony Ballard wäre ein Fressen für die Hölle gewesen.

Wenn ich es mir recht überlegte, war ich in der jüngsten Vergangenheit sehr leichtsinnig gewesen.

Es hätte überall zu diesem plötzlichen Blackout kommen können.

Sogar mitten in einem lebensgefährlichen Kampf. Was dann? Ich wäre verloren gewesen. Vicky hatte recht. Ich durfte dieses große Risiko nicht weiter eingehen.

Es war vernünftiger, einmal nicht dabei zu sein, als nie mehr dabei zu sein.

Das alles sagte ich dem Professor, und er wünschte mir alles Gute für die nächsten Tage.

»Das wünsche ich Ihnen und Chao Kai auch«, sagte ich, »und vergessen Sie nicht, sich mit Mr. Silver in Verbindung zu setzen, bevor Sie losschlagen.«

***

Also doch! durchfuhr es Barry Willoby. Todesangst schüttelte ihn.

Ein Monster in seinem Taxi! Das war zuviel für seine Nerven. Er brüllte sein Entsetzen heraus und feuerte die Gaspistole auf das fürchterliche Ungeheuer ab.

Mit einem patschenden Geräusch platzte die Patrone, und stinkendes, beißendes Gas flog gegen die Fratze der Bestie.

Murdock Vidor schüttelte seinen mächtigen Schädel. Er riß sein Maul weit auf und schnappte nach der Pistolenhand. Barry Willoby konnte sie nicht schnell genug zurückreißen.

Die Hauer der Bestie schlugen hart aufeinander, und Willoby heulte auf. Der Schmerz trieb ihm Tränen in die Augen. Er warf sich gegen die Tür, ließ den Öffner schnappen, fiel aus dem Taxi und landete auf dem Rücken.

Schwerfällig wälzte er sich herum.

Den Armstumpf gegen den Leib gepreßt, sprang er auf und rannte blind vor Angst davon.

Ein Rammstoß der Bestie deformierte die hintere Fahrzeugtür. Kraftvoll sprang das Ungeheuer aus dem Taxi, und mit langen Sätzen nahm Murdock Vidor die Verfolgung seines Opfers auf.

Barry Willoby war von Anfang an chancenlos, doch er wollte es nicht wahrhaben. Keuchend lief der dicke Mann um sein verlorenes Leben.

Erxhörte das aggressive Knurren der Bestie hinter sich und lief noch schneller, aber er konnte unmöglich schneller als Murdock Vidor sein. Die Bestie holte ständig auf.

Willoby erreichte einen Metallsteg, der über einen kleinen Betonkanal führte, in dem sich kein Wasser befand. In der Mitte des Steges holte ihn Murdock Vidor ein.

Ein Prankenhieb traf ihn und schleuderte ihn in den Kanal. Schwer verletzt quälte sich der Taxifahrer noch einmal auf die Beine. Er blickte zum Steg hoch, auf dem die Bestie stand.

Angst und Schmerz verzerrten Willobys Gesicht. Er torkelte einige Schritte zurück, während sich oben das Monster zum Sprung duckte.

Jetzt stieß sich Vidor ab!

Einen Moment sah es so aus, als würde die Bestie zwischen Himmel und Erde in der Luft hängen, aber dann wirkte die Schwerkraft, und das Ungeheuer fiel wie ein Stein herab.

Der dicke Taxifahrer brachte sich mit einem verzweifelten Sprung zurück in Sicherheit, aber er war gefangen in diesem Betonkanal; es gab keinen Ausweg für ihn.

Scharfe Krallen zuckten auf ihn zu.

Er schrie seinen Schmerz heraus und fiel gegen die senkrechte, moosbewachsene Wand. Als er daran entlangrutschte, zog er eine dunkelrote Blutspur hinter sich her.

Zitternd, völlig entkräftet und verzweifelt blieb er stehen. Langsam drehte er sich um. Er hatte einen Punkt erreicht, wo ihm alles egal geworden war.

»Ich kann nicht mehr«, tropfte es von seinen Lippen. »Ich bin erledigt… Und ich fürchte dich nicht mehr, du grausame Bestie…«

Er stieß sich mit letzter Kraft von der Wand ab und näherte sich dem Ungeheuer mit unsicheren Schritten, ein geschlagener, dem Tod geweihter Mensch…

»Bring mich um!« verlangte er. »Na los, töte mich, du Teufel! Aber mach schnell! Bereite meinen Schmerzen ein Ende!«

Er schaffte es noch, sich dem Monster entgegenzuwerfen. Er wußte, daß es Selbstmord war, aber er mußte sein Leiden abkürzen.

Hart prallte er gegen den glühenden Brustkorb der Bestie. Murdock Vidor gab ihm den Tod, nach dem er sich sehnte.

Und eine ferne Turmuhr schlug zwölfmal…

***

Vidor fühlte sich großartig. Der Mord an dem Taxifahrer war ursprünglich nicht eingeplant gewesen, aber die Tat war für die Bestie erhebend, denn zu töten bedeutete für Murdock Vidor, zu leben.

Was er getan hatte, erinnerte ihn an seine Vergangenheit. Er hatte lange Zeit das Gebiet um das Todesmoor unsicher gemacht. Viele Menschen hatten damals dort ihr Leben verloren.

Sie waren entweder durch ihn gestorben oder, wenn sie vor ihm auf der Flucht waren, in den Sumpf geraten und elend zugrunde gegangen.

Vidor haßte die Menschen, ohne sich darüber Gedanken zu machen, warum. Vielleicht deshalb, weil sie schwach waren. Wer nicht so stark war wie er, für den hatte er nur Verachtung übrig.

Zu Atax blickte er auf. Die Seele des Teufels war für ihn so etwas wie ein schwarzer Gott. Ihn verehrte er, ihm wollte er nacheifern, wenn das überhaupt möglich war.

Atax' Verbündeter zu werden, war für Murdock Vidor das Höchste

und Erstrebenswerteste. Er wollte die Chance, die ihm die Seele des Teufels bot, nützen, eiskalt seine Rache nehmen und beweisen, daß er dieses Bündnisses würdig war.

Er stellte sich ein Leben neben Atax vor. Sein Name würde in den Dimensionen des Grauens bekannt werden.

Zur Zeit wußten noch nicht viele, wer Murdock Vidor war, aber das würde sich ändern.

Es gab unzählige Schwarzblütler seiner Stärke. Mit Atax' Hilfe wollte sich Vidor über sie erheben. Ein Teil von Atax' Macht würde auf ihn abfallen und auch ihn mächtiger machen, als er jetzt war.

Der grausame Mord an dem Taxifahrer war für die Bestie wichtig gewesen. Jetzt war er ruhiger, überlegter. Die innere Unruhe hatte sich gelegt.

Alles war wieder so wie früher.

Die Bestie verließ den leeren Betonkanal.

Man würde irgendwann - nicht so bald - eine Leiche finden, die kaum mehr zu identifizieren war, und man würde sich den Kopf darüber zerbrechen, wer dieses schreckliche Verbrechen begangen haben könnte.

Der Weisheit letzter Schluß würde sein, die Tat einem Geistesgestörten in die Schuhe zu schieben, aber das war Murdock Vidor nicht. Er war bei erschreckend klarem Verstand. Ein von der Hölle auf Mord programmiertes Wesen, in dessen Adern schwarzes Blut floß!

Vidor kehrte in menschlicher Gestalt zum Taxi zurück. Er stieß die hintere Tür, die er deformiert hatte, zu, und schwang sich hinter das Lenkrad. Grinsend erinnerte er sich an die panische Angst, die der Taxifahrer gehabt hatte.

»Nun ist es vorbei«, sagte er höhnisch. »Nun hast du keine Angst mehr.«

Er wendete den Wagen und verließ das alte, einsame, düstere Dock, fuhr stromaufwärts und entdeckte eine üble Spelunke, die er betrat. Hier war rund um die Uhr geöffnet.

Ein Mädchen mit Tigerbluse und kurzem, eng anliegendem, glänzendem schwarzem Lederrock pirschte sich an ihn heran.

»Hallo, Großer«, sagte sie mit rauchiger Stimme. »Ich bin Mirjam, wie heißt du?«

»Murdock.«

»Spendierst du mir einen Drink, Murdock?«

Er ließ seinen Blick an ihr auf- und abgleiten. Sie hatte nichts dagegen, stellte sich in Pose und präsentierte ihm ihre Reize, die ohnedies nicht zu übersehen waren.

Langsam erwachte ihn ihm wieder die Gier!

»Alles, was du siehst, kann heute nacht dir gehören, Murdock«, sagte

Mirjam verführerisch, und die Bestie fand das Angebot tatsächlich äußerst verlockend. Wenn auch auf andere Art.

»Mit einem Drink beginnt's.«

»Na komm schon«, sagte Murdock Vidor und wies zur Bar.

»Henry!« rief die schwarzhaarige Mirjam. »Einen doppelten Kentucky Bourbon für mich! Der Gent bezahlt!« Sie schob ihre Hand unter seinen Arm, fühlte die harten Muskeln und schnurrte wie eine Katze. »Du bist stark, Murdock. Ich liebe starke Männer.«

Er grinste. »Und ich liebe schwache Mädchen.«

Wenn sie gewußt hätte, wie er das meinte, hätte sie kreischend Reißaus genommen, aber sie hielt ihn für einen Mann, der nichts weiter wollte, als ein bißchen gekaufte Liebe und Zärtlichkeit.

Beides konnte er von ihr bekommen, und sie würde ihm nicht einmal etwas vorspielen müssen, wie sie's bei anderen Freiern oft zu tun gezwungen war, denn Murdock gefiel ihr.

Bei ihm würde auch sie auf ihre Kosten kommen.

»Was kriegen Sie?« fragte Henry, der einäugige Barkeeper. Da war mal ein Messer gewesen, dem er nicht rechtzeitig ausweichen konnte. Die Klinge war ihm senkrecht über das Gesicht gefahren - von der Stirn bis zum Kinn, über das Auge. Die Narbe leuchtete knallrot.

»Dasselbe«, sagte Murdock Vidor. »Was macht das?«

Der Keeper nannte den Preis.

»He, wir müssen nach diesem einen Drink noch nicht gehen«, sagte Mirjam. »Wir könnten uns mit ein paar weiteren Drinks in Stimmung bringen. Wenn ich einen sitzen habe, bin ich besonders gut, da bin ich nicht mehr zu bremsen, und mir fallen Dinge ein… Richtig erfinderisch werde ich, sag' ich dir. Manches könnte ich mir glatt patentieren lassen.«

Murdock Vidor überlegte, ob er sich mit dem Mädchen abgeben sollte. Er war durch den Mord an dem Taxifahrer auf den Geschmack gekommen, und wenn er Mirjam ansah, kribbelte es ihn mächtig in den Fingern.

Er legte eine Banknote auf den Tresen.

Als Mirjam sah, wieviel Scheine er besaß, wurde sie zur Klette. Es war Höllengeld, von echten Banknoten nicht zu unterscheiden. Atax hatte es ihm gegeben.

»Jeden Penny, den du für mich ausgibst, bin ich wert, Großer«, sagte Mirjam. Sie ließ ihre Finger über seinen Rücken krabbeln.

Eine Todeskandidatin, die mit dem Feuer spielte, ohne es zu ahnen.

»Cheers«, sagte sie und leerte ihr Glas. »Bin ich dir noch mal dasselbe wert?« fragte sie, und ihr Augenaufschlag war verheißungsvoll. »Wie gesagt, es ist eine Investition, die sich lohnt, Murdock.«

Er schob ihr sein Glas zu. »Du kannst meinen Bourbon haben.«

»Nein, der gehört dir, den will ich nicht. Ich finde es schöner, wenn

wir beide einen in der Krone haben. Wenn nur einer beschwipst ist, ist es nicht so lustig. Nun komm schon, Murdock. Sei kein Frosch. Trink.«

»Nein«, sagte er so scharf und entschieden, daß sie sofort aufhörte, ihn zum Trinken zu animieren.

»Schön, dann eben nicht«, disponierte sie um, griff achselzuckend nach seinem Glas und kippte es ebenfalls.

Sie mußte vorher schon etwas getrunken haben. Die beiden Doppelten machten das Maß voll, ihre Augen wurden glasig, und sie sprach mit schwerer Zunge.

»Wenn du willst, können wir zu mir gehen, Murdock. Ich bin für den Großeinsatz bereit.«

Die Gier pochte zwischen Murdock Vidors Schläfen.

Es fiel ihm nicht leicht, sich zu beherrschen. Am liebsten wäre er sofort über sie hergefallen. Keiner der Gäste in diesem schäbigen Schuppen hätte ihn daran hindern können, dieses Mädchen zu töten, aber er besann sich des Grundes, weshalb er nach London gekommen war.

Zugegeben, es wäre angenehm gewesen, der Verlockung dieses Mädchens nachzugeben und es in seiner Wohnung zu töten, aber das hatte nichts mit seiner Rache zu tun.

Die mußte Vorrang haben.

Ihm würden hinterher noch viele Mirjams begegnen und diese Begegnung nicht überleben. Ja, vielleicht würde er sich sogar dieser Mirjam annehmen, wenn er mit Tony Ballard, Bernard Hale und Chao Kai fertig war.

»Was ist?« fragte Mirjam Ungeduldig. »Träumst du?«

Murdock Vidor wandte sich an den Barkeeper. »Wo kann ich telefonieren?«

Henry sagte es ihm.

»Soll ich mitkommen?« fragte Mirjam. »In einer engen Telefonzelle lassen sich die verrücktesten Dinge anstellen. Du wirst dich wundern.«

»Du bleibst hier!« sagte Vidor grob.

»Okay, okay«, erwiderte Mirjam. »Ich bleibe hier und beobachte Henry bei der Arbeit. Aber telefoniere nicht zu lange, Süßer. Ich hab' da so ein gewisses Jucken…«

Vidor begab sich zum Telefon.

***

Professor Bernard Hale war ein großer, kräftiger, ernster Mensch. Manche hielten ihn für einen Spinner, andere für einen Tolpatsch, den sie mitleidig belächelten.

Er war hin und wieder zerstreut, zumeist dann, wenn es um unwichtige Dinge ging, doch sein Verstand war messerscharf, wenn er sich mit seinem Thema Nummer eins befaßte.

Er lebte mit der Parapsychologie und für sie. Dicke Bücher hatte er über dieses umfangreiche Wissensgebiet schon geschrieben, und er wirkte als Gastdozent nicht nur an englischen Universitäten.

Hale war ein Fanatiker, ein Mann, der ohne seine Arbeit nicht sein konnte. Er beschränkte sich nicht nur darauf, seine Schüler in die verschiedenen Grenzwissenschaften einzuführen, sondern hörte auch zu Hause nicht auf, sich damit zu befassen.

Er wußte wie kaum ein anderer, daß die Welt ständig von der schwarzen Macht bedroht wurde, deshalb hieß es wachsam sein, denn wenn Männer wie er nicht auf der Hut waren, konnte es eine Katastrophe ungeahnten Ausmaßes geben.

Die Hölle wartete nur darauf.

In mühevoller, jahrelanger Arbeit war es dem PSI-Professor gelungen, eine Methode zu entwickeln, die es ihm erlaubte, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu berechnen, an welchem Ort sich böse Konzentrationen aufbauen konnten.

Die vielen Multiplikatoren, die er dazu benötigte, fand er in der Vergangenheit, denn wenn es irgendwann und irgendwo schon einmal zu einer höllischen Konzentration gekommen war, war mit Sicherheit damit zu rechnen, daß die schwarze Macht wieder auf diesen Ort zurückgriff.

Beachtete und beobachtete man in diesem Hinblick verschiedene, oft verborgene Konstellationen, und baute man die gewonnenen Fakten in komplizierte Berechnungen ein, dann resultierten daraus hin und wieder verblüffende Ergebnisse.

Auf diese Weise hatte Bernard Hale schon mehrmals herausgefunden, wo die Hölle als nächstes zuzuschlagen gedachte, und es war ihm in einigen Fällen gelungen, solche Aktivitäten im allerletzten Moment noch zu verhindern.

Chao Kai, mittelgroß und schwarzhaarig, lebte seit acht Jahren in London und war von der Parapsychologie ebenso besessen wie Professor Hale.

Der Chinese war sehr gut durchtrainiert und beherrschte vor allem die Karatetechnik wie ein Meister.

Er war sehr oft mit Bernard Hale zusammen, schätzte und verehrte ihn. Er blickte zu ihm auf wie zu einem lebenden Denkmal, und es gab nichts, was er für Professor Hale nicht getan hätte.

Bernard Hale hatte damals errechnet, daß beim Todesmoor Grauenvolles passieren würde. Deshalb hatte er sich mit Tony Ballard und Chao Kai dorthin begeben, und er war der Meinung gewesen, Murdock Vidor wäre für alle Zeiten vernichtet.

Tony Ballards Anruf beunruhigte ihn.

Vidor in London! Das war schlimm.

»Ich habe etwas dazugelernt, Chao Kai«, sagte Bernard Hale. »Es gibt

im Kampf gegen die finsteren Mächte keine endgültigen Entscheidungen. Was immer wir tun, die Hölle kann es rückgängig machen.«

»Ich glaube, das sehen Sie zu drastisch, Professor«, sagte der sympathische Chinese.

»Ich kann Murdock Vidor als Beispiel anführen«, bemerkte der PSI-Professor. »Er ist ein Stehaufmännchen der Hölle. Schlagen Sie es nieder. Es wird eine Weile liegenbleiben, sich dann aber mit Hilfe der schwarzen Kraft wieder erheben.«

»Vidor ist eine Ausnahme, Professor. Es gibt viele Schwarzblütler, die nie mehr zurückkehrten. Man muß sie nur richtig vernichten, und das ist in Murdock Vidors Fall nicht geschehen. Er versank lediglich im Sumpf, das war alles. Wir sahen ihn untergehen und dachten, damit wäre der Fall erledigt. Hätte Tony Ballard damals seinen Dämonendiskus gegen die Bestie eingesetzt, wäre sie genauso verloren gewesen wie zum Beispiel Rufus.«

Das Telefon läutete.

Chao Kai wollte den Anruf entgegennehmen, doch Bernard Hale sagte: »Lassen Sie nur.« Dann hob er ab.

Am andern Ende ertönte ein grauenerregendes Knurren.

Bernard Hale erschrak. Er hielt die Sprechmuschel zu und sah Chao Kai aufgeregt an. »Er ist es! Es ist Murdock Vidor!«

»Na, Professor Hale«, sagte Vidor mit hohntriefender Stimme. »Erfreuen Sie und Ihr chinesischer Kretin sich noch bester Gesundheit? Das wird sich ändern! Ich bin gekommen, um euch zu töten! Sagt das auch eurem Freund Tony Ballard! Ich werde euer Fleisch fressen und euer Blut trinken! Es gibt keinen wirksamen Schutz, der mich abhalten kann! Ihr werdet sterben! Schon bald! Bis dahin möge die Angst eure Seele auffressen!«

***

Daryl Crenna ließ die Sache keine Ruhe, deshalb suchte uns der Gründer des »Weißen Kreises« auf. Die Tatsache, daß er Murdock Vidor vor unserem Haus gesehen hatte, beunruhigte ihn mehr, als er zugeben wollte.

»Wenn ihr unsere Hilfe braucht, stehen wir euch zur Verfügung«, sagte der Mann aus der Welt des Guten.

»Man müßte den Spieß umdrehen«, meinte Mr. Silver. »Wir sollten nicht warten, bis Vidor angreift, sondern sollten versuchen, ihm zuvorzukommen.«

»Du kannst ihm nur zuvorkommen, wenn du weißt, wo er ist«, sagte Daryl Crenna alias Pakka-dee.

»Das müßte sich doch leicht mit Hilfe von Yuums Auge herausfinden lassen.«

»Das Auge kannst du in diesem Fall vergessen«, sagte Pakka-dee grimmig.

Ich schaute ihn überrascht an. »Zeigt es keine schwarzen Aktivitäten mehr?«

»Normalerweise schon, aber in diesem speziellen Fall wurde das Auge überlistet. Ich konnte ganz kurz Atax sehen. Er schuf ein Störfeld. Dahinter kann Murdock Vidor ungesehen operieren.«

»Atax«, sagte Mr. Silver und zog die silbernen Brauen verdrossen zusammen. »Ich habe geahnt, daß er wieder seine Hände im Spiel hat.«

»Vidor handelt allein, wie mir scheint«, sagte Daryl Crenna. »Atax schirmt ihn lediglich ab.«

»Vidor hat nur zwei Ziele«, sagte ich. »Dieses Haus und das Haus von Professor Hale. Es fragt sich nur, wann und wo er zuerst zuschlägt, und natürlich auch, wie er es tut. Greift er bereits in der kommenden Nacht an? Oder läßt er sich Zeit? Wartet er auf einen günstigen Augenblick?«

»Wir müssen…«, begann Mr. Silver, aber das Schrillen des Telefons ließ ihn verstummen.

Ich hob ab.

Am andern Ende war Professor Hale. »Er hat soeben angerufen, Tony!« sagte der Parapsychologe aufgeregt. »Er hat gedroht, uns umzubringen. Sie, Chao Kai und mich.«

»Was hat er genau gesagt?« wollte ich wissen.

Der PSI-Professor wiederholte, was er gehört hatte, und mir lief es eiskalt über den Rücken. Sollte ich mich in dieser gefährlichen Zeit wirklich ins Krankenhaus legen und so tun, als ginge mich all das nichts an?

Ich riet dem Professor, sein Haus nicht zu verlassen und Fenster und Türen mit Dämonenbannern zu sichern beziehungsweise jene Sicherungen, die bereits bestanden, zu verstärken.

»Genau das habe ich vor, Tony«, sagte Bernard Hale.

»Ich schicke Ihnen Mr. Silver. Er wird die nächsten Tage bei Ihnen verbringen. Ist Ihnen das recht?«

»Mr. Silver ist in meinem Haus stets willkommen«, sagte der Parapsychologe. »Ich werde versuchen, mit Hilfe meines magischen Pendels herauszufinden, wo sich Vidor herumtreibt.«

»Gute Idee.«

»Warum mußte er nur wiederkommen, Tony?«

»Dafür dürfen wir uns bei Atax bedanken.«

»An dem Tag, an dem es Atax an den Kragen geht, gebe ich ein Freudenfest«, sagte Bernard Hale giftig und legte auf.

Ich wandte mich an Mr. Silver. »Du wirst gebraucht. Gib gut auf Bernard Hale und Chao Kai acht.«

»Sollte ich nicht lieber bei dir bleiben?« fragte der Ex-Dämon.

»Ich verschwinde morgen von hier, und Murdock Vidor wird nicht wissen, wo ich bin. Folglich habe ich keinen Schutz nötig. Hale und Chao Kai hingegen können ihn gut gebrauchen.«

»Ich bring' dich hin«, sagte Pakka-dee.

Als sie gingen, fragte ich mich, Was in dieser Nacht wohl noch geschehen würde.

***

»Da bist du ja wieder«, sagte Mirjam mit noch schwererer Zunge. Sie kicherte.

»Henry war so freundlich, mir noch einen Drink zu geben. Er wäre noch zu bezahlen.«

Murdock Vidor hatte sich entschieden. Er wollte sich von dem Mädchen nicht ablenken lassen, sondern sich auf das konzentrieren, weswegen er nach London gekommen war.

Er stopfte ihr einen Geldschein in den Ausschnitt. Weich und warm waren ihre Brüste, und ein heißer Blutschwall stieg in seinen Kopf.

»Da hast du, und vergiß mich«, sagte er schnell und ging.

Mirjam zupfte die Banknote aus dem Dekollete und warf sie auf den Tresen. Das Papier rutschte über die glatte Fläche und segelte zu Boden. Henry bückte sich ärgerlich und schimpfte.

»He! Murdock!« rief das Mädchen und sprang vom Hocker. Sie kippte mit dem hochhackigen Schuh um, verzog das Gesicht und zischte: »Verdammt! Murdock, warte! So warte doch! Das kannst du nicht machen! Ich dachte, wir wären uns einig! Du wolltest noch mit zu mir kommen! Ich hab' ein paar neue Patente anzubieten!«

Vidor kümmerte sich nicht um das Mädchen.

Wie eine herrenlose Hündin lief sie ihm nach.

»Warte! So warte doch!«

Draußen holte sie ihn ein, griff nach seinem Arm und hielt ihn fest. Vidor drehte sich um, und das grausame Flackern in seinen Augen hätte das Mädchen warnen sollen, aber die Bourbons machten sie vertrauensselig und unvorsichtig.

»Ich habe hier in der Nähe eine kleine Wohnung. Es sind nur ein paar Schritte. Es wird dir bei mir gefallen, das verspreche ich dir.«

»Laß mich los«, knurrte Vidor kehlig.

»Was ist los mit dir? Wieso bist du auf einmal so sauer auf mich? Mit wem hast du telefoniert?«

Der Schwarzblütler riß sich los und schlug zu. Aufschreiend stürzte Mirjam auf den Gehsteig. Der Schlag war so hart und brutal gewesen, daß das Mädchen das Bewußtsein verlor.

Vidor stieg in das Taxi und fuhr davon, ohne sich weiter um Mirjam zu kümmern.

***

Überall, im ganzen Haus, verstärkte Bernard Hale die dämonenbannende Wirkung der Zeichen und Symbole, mit denen Fenster und Türen gesichert waren.

»So«, sagte der PSI-Professor, als dies geschehen war. »Und nun nehmen wir uns den Keller vor.«

Chao Kai begab sich mit ihm hinunter. Gemeinsam sicherten sie die schmalen Fenster. Bernard Hale verwendete die unterschiedlichsten Dämonenbanner, die einander in ihrer Wirkung ergänzten, stützten und stärkte.

»Wenn er nicht schon im Haus ist, wird es ihm kaum möglich sein, bei uns einzudringen«, sagte der Parapsychologe zufrieden.

Chao Kai wiegte den Kopf. »Malen Sie den Teufel lieber nicht an die Wand, Professor.«

»Fürchten Sie Vidor?« fragte Bernard Hale.

»Nun, ich überschlage mich nicht gerade vor Begeisterung darüber, daß es ihn wieder gibt, und daß er es sich zum Ziel gesetzt hat, uns zu töten.«

»Wenn Mr. Silver bei uns eintrifft, sollten wir uns zusammensetzen und uns überlegen, wie wir der Bestie eine Falle stellen könnten. Seien Sie unbesorgt, Chao Kai«, sagte der Parapsychologe zu seinem Lieblingsschüler. »Murdock Vidor kriegt uns nicht. *Wir* kriegen *ihn*!«

Sie verließen den Keller, und Bernard Hale holte sein magisches Pendel. Er setzte sich an den großen runden Wohnzimmertisch und bat Chao Kai, den Stadtplan von London zu bringen.

Sie breiteten die Karte auf dem Tisch aus.

»Ruhe jetzt, Chao Kai. Ich bitte um volle Konzentration.«

Der Chinese nickte stumm.

»Konzentrieren Sie sich mit mir auf Murdock Vidor«, verlangte Professor Hale. »Helfen Sie mir, ein geistiges Kraftwerk zu schaffen, das auf das Pendel Einfluß nimmt.«

Chao Kai schloß die Augen. Er dachte an das Abenteuer beim Todesmoor und rief sich Murdock Vidors grauenerregendes Aussehen in Erinnerung. Er fixierte seine Gedanken so sehr auf dieses Bild des Schreckens, daß er es immer noch sah, als er die Augen öffnete.

Bernard Hale nahm sich einen Stadtteil nach dem andern vor. Southwark, Clerkenwell, Holborn, Soho…

Nirgendwo schlug das magische Pendel aus. Ruhig hing es an der Silberkette. Hale machte weiter. Ein dünner Schweißfilm glänzte auf seiner Stirn. Spannung und Konzentration strengten ihn an.

Als das Pendel Hales Wohnbezirk erreichte, reagierte es. Heftig schwang es hin und her.

Der PSI-Professor starrte seinen Schüler aufgeregt an. »Er ist in unserer Nähe, Chao Kai. Vielleicht schleicht er in diesem Augenblick

ums Haus!«

Dumpfe Schläge polterten im selben Augenblick gegen die Tür.

Chao Kai und der Professor zuckten nervös zusammen.

»Das könnte er sein«, flüsterte Bernard Hale.

***

Mit großen Augen sah Bernard Hale seinen Schüler an.

»Soll ich…«, begann Chao Kai.

»Nicht bewegen!« zischte der PSI-Professor.

»Wollen Sie so tun, als wären Sie nicht zu Hause?« fragte der Chinese leise. »Er sieht das Licht.«

»Wir drehen es ab und warten auf Mr. Silver«, entschied Bernard Hale.

In dem Moment, wo er sich erhob, hämmerten die Schläge wieder gegen die Tür, und Mr. Silver rief: »Professor Hale! Machen Sie auf!«

Hale und seinem Schüler fiel ein Stein vom Herzen. Chao Kai eilte zur Tür.

»Vorsicht!« rief plötzlich Bernard Hale. »Es könnte ein Trick sein!«

Der Chinese warf einen Blick durch den Spion und stellte fest, daß sie sich keine Sorgen zu machen brauchten. Der hünenhafte Mann dort draußen war nicht zu verwechseln.

Das war Mr. Silver.

Der Ex-Dämon spürte sofort die abweisende Kraft, mit der Bernard Hale sein Haus gesichert hatte. Sie wirkte auch auf ihn, aber sie vermochte ihn nicht fernzuhalten, denn er stand nicht auf der schwarzen Seite.

Hale begrüßte den Hünen erfreut. »Schön, Sie zu sehen.«

»Hat sich Vidor noch einmal gemeldet?« erkundigte sich Mr. Silver.

»Nein, Chao Kai und ich haben inzwischen den weißmagischen Schutz verstärkt. Möchten Sie sich davon überzeugen?«

»Nicht nötig. Ich hab's gleich gespürt, als ich eintrat.«

»Ach so, ja…«

Mr. Silvers Blick fiel auf den Stadtplan.

»Ich habe versucht, Vidors derzeitigen Aufenthaltsort mit Hilfe meines magischen Pendels auszuforschen«, erklärte der PSI-Professor.

»Und? Ist es Ihnen gelungen?«

»Er scheint sich in unserer Nähe zu befinden.«

»Dann weiß er, daß ich hier bin«, sagte Mr. Silver. »Um so besser. Er wird es kaum wagen, Sie anzugreifen, solange ich Sie unter meinen Fittichen habe. Ich wünschte, er ließe sich zu dieser Unvorsichtigkeit hinreißen, damit ich ihn für immer zur Hölle schicken kann.«

»Es ist angenehm, Sie in der Nähe zu wissen, Mr. Silver«, sagte Bernard Hale lächelnd.

Der Ex-Dämon lachte. »Freut mich zu hören, Professor.«

»Murdock Vidor wird seinen Entschluß, sich an uns zu rächen, bald bereuen«, sagte der PSI-Professor.
»Das hoffe ich«, sagte der Ex-Dämon und nahm Platz, um mit Hale und Chao Kai zu besprechen, was im Ernstfall zu geschehen hätte.

***

Cecil Forrest und Brian White hießen die beiden Killer, die Frank Keith in seinem Schlafzimmer eiskalt abgeknallt hatten. Jetzt lagen die UZI-Maschinenpistolen im Kofferraum ihres Wagens, und die Nylonstrumpfmasken in einem Mülleimer.
Ihr Ziel war Soho.
Dort, wo sich Bar an Bar, Restaurant an Restaurant und Nightclub an Nightclub reihen, stiegen sie aus.
Der Nightclub, den sie gleich darauf betraten, nannte sich MOONRISE. Der Türsteher, ein livrierter Gorilla, grinste Forrest und White an. »Na, ihr beiden. Ihr seht ja happy aus.«
»Wir haben auch allen Grund dazu«, sagte Cecil Forrest. »Derzeit läuft bei uns mal wieder alles wie am Schnürchen.«
»Ist ja prächtig«, sagte der Gorilla und lachte dröhnend.
Daß von Mord die Rede war, wußte er nicht. Er öffnete die Tür und ließ die Gangster eintreten.
In der Garderobe stand ein mageres, junges Mädchen. Forrest und White hatten nichts abzulegen. White steckte ihr trotzdem Geld zu und sagte: »Kauf dir was Süßes, damit du ein paar Pfunde an die Rippen kriegst. Die Männer halten sich gern an etwas fest.«
Claudette Salina hatte davon genug. Sie war ein schönes, üppiges Mädchen mit vollen Schenkeln, schwellenden Hüften und prächtigen Brüsten. Ein blonder Traum.
Ein Traum, der für Budd Mayo reserviert war.
Es war nicht ratsam, sich an ihr zu vergreifen, denn das machte Mayo wütend, und wenn man den Boß reizte, konnte das verheerende Folgen haben.
Nie im Leben wäre es Forrest oder White in den Sinn gekommen, Claudette zu nahe zu kommen, denn sie wollten es sich mit dem Boß nicht verscherzen.
Frank Keith hatte sich nicht darum gekümmert. Er hatte mit Claudette etwas angefangen, und wie war es ihm bekommen? Schlecht, sehr schlecht, denn Budd Mayo hatte dafür gesorgt, daß er an akuter Bleivergiftung starb.
Keith war in den Augen der Killer ein Idiot gewesen. Es gab so viele Mädchen in London. Mußte er sich ausgerechnet an Mayos Puppe vergreifen?
Keith hatte geglaubt, Mayo würde es nicht merken. Es war passiert, als sich der Boß geschäftlich in Rom befand, aber es gibt Spitzel, und

manchmal haben die Wände Ohren - und so blieb nicht lange verborgen, was Claudette und Frank getan hatten.

Wie es Claudette geschafft hatte, Mayos Wutanfall zu überleben, war allen ein Rätsel. Wahrscheinlich hatte sie alle Schuld auf Frank Keith geschoben, und da dieser als Windhund verschrien war, richtete sich Mayos ganzer Zorn gegen ihn.

Daß er das nicht überleben konnte, war klar.

Der Nightclub war wie immer gut besucht. Es gab viele Spiegel, viel Messing, eine dezente Beleuchtung, und die Logen waren mit Vorhängen versehen.

Auf der Bühne stand Claudette und sang Lieder aus Musicals. Sie trug ein mitternachtsblaues Abendkleid, vorne tief dekolletiert, hinten hochgeschlossen. Budd Mayo hatte es für sie gekauft, damit man die Striemen auf ihrem Rücken nicht sehen konnte, für die er verantwortlich war.

Claudettes Stimme war nicht übel, und da die blonde Raubkatze großartig aussah, war sie der Star in Budd Mayos Nightclub.

Cecil Forrest und Brian White gaben sich nicht dem Kunstgenuß hin, sondern suchten das Büro des Lokalbesitzers auf.

Budd Mayo hörte seiner Freundin beim Singen zu. Ihre Darbietung wurde über Lautsprecher in sein Büro übertragen. Durch einen Einwegspiegel konnte Mayo das Mädchen auch beobachten.

»Sie bewegt sich noch ein bißchen steif, weil sie Schmerzen hat«, sagte Budd Mayo grinsend. »Aber sie hält sich sehr tapfer. Was meint ihr?«

Er drehte sich mit dem Sessel zu seinen Männern um.

»Claudette ist klasse, Boß«, sagte Cecil Forrest. »Sie hätte echte Chancen beim Fernsehen.«

Mayo schüttelte den Kopf. »Ich will nicht, daß sie dorthin geht. Sie ist bei mir besser aufgehoben. Hier kriegt sie alles, was sie braucht. Geld, schöne Kleider - und Prügel, wenn sie nicht spurt. Was will sie mehr?«

White lachte. »Ich denke, damit ist sie bestens bedient.«

Budd Mayo lehnte sich zurück, schloß die Augen, hob die Hand und sagte: »Hört euch das an! Hört zu, wie sie das bringt! Soviel Gefühl legt nicht einmal die große Barbara Streisand in ihre Songs. Mir läuft es jedesmal kalt über den Rücken, wenn ich diese Stelle höre. Verrückt, was? Ich kriege glatt eine Gänsehaut.«

Mayo griff unter den Schreibtisch und schaltete den Lautsprecher ab.

»Wie war's bei Frank Keith?« wollte er wissen.

»Eine glatte Sache«, sagte Keith Forrest Brian White grinste. »Er war natürlich wieder einmal nicht allein, das erleichterte die Sache.«

»Wen hatte er bei sich? Kanntet ihr das Mädchen?«

»Es war Virginia Baynes.«

Mayo schüttelte den Kopf. »Er läßt doch wirklich keine aus.«

»Es ist vorbei. Der fleißige Wonnespender ist tot«, sagte White und berichtete, wie sie vorgegangen waren.

Budd Mayo rieb sich begeistert die Hände und lachte schadenfroh. »Jede einzelne Kugel gönne ich diesem Bastard.«

»Er hat eine ganze Menge davon abgekriegt«, sagte Brian White.

»Und das Mädchen?«

»Die blieb unverletzt«, sagte Forrest.

»Besteht die Gefahr, daß sie drauf kommt, wer Frank Keith das Lebenslicht ausgeblasen hat?«

»Bestimmt nicht. Wir waren maskiert, und es ging alles so schnell, daß Virginia mit dem Denken nicht mitkam«, behauptete Cecil Forrest.

»Das habt ihr hervorragend gemacht, Jungs«, sagte Budd Mayo. »Ich bin mit euch sehr zufrieden.«

Das Lob tat ihnen gut, aber mehr noch freuten sie sich über die Banknotenbündel, die Budd Mayo aus der Schreibtischlade holte und vor sie hinlegte.

Cecil Forrest grinste breit. Ohne die Scheine zu zählen, schoben er und sein Partner sie in die Innentasche ihrer Jacketts.

Hinter ihnen öffnete sich die. Tür und ein Mann trat ein.

Der Mann war Murdock Vidor!

***

Budd Mayo musterte den Eintretenden gründlich. Er wollte nicht glauben, daß dieser Mann sich in der Tür geirrt hatte. Sein Auftreten war zu bestimmt, zu herausfordernd, sein Blick kalt, berechnend, verletzend.

Obwohl Forrest und White bei ihm waren, fühlte sich Mayo von diesem Fremden bedroht.

Gehörte der Kerl einem Selbstmordkommando an? Hatte er den Auftrag erhalten, den unbequemen Budd Mayo zu töten?

»Wer sind Sie? Was wollen Sie?« fragte Mayo abweisend.

»Mein Name ist Murdock Vidor. Ich möchte mit Ihnen reden, Mr. Mayo«, sagte der Schwarzblütler und schloß die Tür.

Cecil Forrest und Brian White wechselten einen raschen Blick. Ärger lag in der Luft, das spürten sie deutlich.

»Wer schickt Sie?« fragte Mayo mißtrauisch.

Vidor lächelte. »Niemand. Ich fühle mich von schlechten Menschen einfach angezogen.«

»Arbeiten Sie für Herbie Grane?« fragte Budd Mayo lauernd.

»Ich bin mein eigener Herr«, erwiderte Murdock Vidor.

Mayos Augen wurden schmal. »Das nehme ich Ihnen nicht ab. Es wäre klug, wenn Sie die Wahrheit sagten und sich hinter keiner Lüge

versteckten. Ist es Crane, der Sie zu mir geschickt hat?«

»Nein, und ich arbeite auch für keinen Ihrer anderen Konkurrenten, nehmen Sie das zur Kenntnis, Mayo. Ich bin hier, weil Sie einen denkbar schlechten Ruf haben. Sie sind ein Mensch nach meinem Geschmack. Verkommen, hinterhältig, brutal. Ich möchte, daß Sie für mich arbeiten!«

Budd Mayo traute seinen Ohren nicht. So hatte noch keiner mit ihm zu reden gewagt. Es stimmte, er war verkommen, hinterhältig, brutal und noch vieles mehr, aber bisher hatte noch keiner den Mut gehabt, ihm das ins Gesicht zu sagen.

»Sie müssen verrückt sein«, sagte Mayo heiser.

Vidor lächelte eisig. »Sie verlangten vorhin nach der Wahrheit. Das ist sie.«

Mayo nickte zornig. Es kostete ihn einige Mühe, sich zu beherrschen. »Okay, Vidor. Dann wollen wir gleich mal folgendes klarstellen: Ich mag nicht, daß jemand in diesem Ton mit mir redet, und es mißfällt mir, daß Sie mich behandeln, als wäre ich Ihr Laufbursche. Ich weiß nicht, woher Sie kommen. Vielleicht sind Sie einer Irrenanstalt entsprungen. Vermutlich ist das der Grund, weshalb Sie nicht annähernd wissen, wen Sie wirklich vor sich haben. Ich bin Budd Mayo. Seit Jahren bestimme ich mit, was in London passiert, und es käme mir nie in den Sinn, für irgend jemanden zu arbeiten. Ich bin mein eigener Herr. *Ich* vergebe die Jobs, und damit Sie sehen, wie wenig ich von einem Großmaul wie Ihnen halte, werden Ihnen jetzt mal meine Männer Manieren beibringen. Los, Jungs! Zeigt es ihm!«

Forrest ballte die Hände zu Fäusten.

Brian White warf sich augenblicklich auf Murdock Vidor.

Der Schwarzblütler stoppte ihn mit einem knallharten Treffer. White riß die Augen auf, japste nach Luft, und ein konvulsivisches Zucken ging über sein schmerzverzerrtes Gesicht.

Vidor schlug noch einmal zu, und Forrest erhielt von ihm einen Tritt, bevor er ihn erreichen konnte.

Murdock Vidor schlug die beiden Killer zusammen. Er ließ ihnen nicht die geringste Chance, und er ließ auch dann noch nicht von ihnen ab, als sie bereits schwer gezeichnet und unfähig waren, sich zu erheben.

Budd Mayo kannte die kämpferischen Qualitäten seiner Männer. Bisher hatte es noch niemanden gegeben, der ihnen gewachsen gewesen wäre. Zusammen waren sie stets unschlagbar gewesen.

Um so höher mußte Mayo Murdock Vidors Leistung einschätzen. Geradezu spielend war der Kerl mit Cecil und Brian fertiggeworden.

Das ließ es Mayo angeraten erscheinen, zur Waffe zu greifen. Er zog die Schreibtischlade, aus der er das Geld für Forrest und White genommen hatte, noch einmal auf und schnappte sich den Revolver,

der darin lag.

»Du bist verdammt gut mit deinen Fäusten!« knurrte der Gangsterboß. »Aber was tust du gegen eine Kanone?«

Murdock Vidor ließ von den Killern ab, drehte sich langsam um, grinste Budd Mayo furchtlos an, und dann setzte die Metamorphose ein.

Vidor wurde zur grauenerregenden Bestie!

***

Sieben Jahre hatte Robin Quinn im Zuchthaus verbracht, und manchmal hatte er geglaubt, die Zeit würde nie zu Ende gehen.

Sieben Jahre - eine kleine Ewigkeit, an der man fast verzweifelt. Tage, Wochen und Monate vergehen, ohne daß es einem auffällt. Man denkt, die Zeit wäre stehengeblieben, man fühlt sich lebendig begraben, die Welt hat einen abgeschoben und abgeschrieben.

Sieben Jahre, und kein Lichtblick. Da sind Häftlinge, mit denen man nicht auskommt, Aufseher, denen man nicht sympathisch ist, und alle bemühen sich, einem das Leben so unerträglich wie möglich zu machen.

Und weswegen das alles?

In Robin Quinns Fall hatte ein Einbruch in ein Geldinstitut zuerst den Alarm und dann die Katastrophe ausgelöst.

Quer durch London hatten sie ihn gejagt, und als sie ihn endlich stellten, hatte er die Beute von 200.000 Pfund nicht mehr bei sich gehabt.

Es folgten tagelange Verhöre. Sie drehten ihn nach allen Regeln der Kunst durch die Mangel, doch er hielt den Mund. Sie ließen ihn nicht schlafen, drohten ihm, schüchterten ihn ein, redeten ihm gut zu - es nützte alles nichts. Er gab nur zu, daß er den Einbruch verübt hatte, das konnte er auch schlecht leugnen, aber er verriet ihnen nicht, wo die 200.000 Pfund hingekommen waren.

Er behauptete, er hätte sie verloren, doch das glaubten sie ihm nicht, und sie hatten recht damit.

Selbst im Gefängnis ließen sie ihm keine Ruhe.

Sie köderten andere Häftlinge mit Hafterleichterung und Strafnachlaß, wenn sie aus ihm herausbekamen, wo er das viele Geld versteckt hatte. Keinem gelang es, sein Vertrauen zu erschleichen und ihm auf diese Weise sein Geheimnis zu entlocken.

Sieben Jahre, kein Lichtblick. Oder doch, einen gab es für Robin Quinn: das Geld. Die 200.000 Pfund. Es lohnte sich, dafür sieben Jahre, abzubiegen.

Er erinnerte sich an einen Jungen, den die anderen Häftlinge so lange unterjochten, knechteten und quälten, bis er seelisch zusammenbrach, den Verstand verlor und sich aufhängte.

Etwas ähnliches versuchten sie auch mit ihm, aber er hielt dem Terror stand, biß die Zähne zusammen und sagte sich immer wieder, wenn es ganz schlimm wurde: »Halte durch, Robin! Nichts dauert ewig! Auch diese Hölle wird eines Tages zu Ende sein, und dann bist du reich. Du kannst gehen, wohin du willst, ein neues Leben anfangen und wirst endlich so viel Geld haben, daß du dir nie mehr Sorgen zu machen brauchst.«

Er hielt durch.

Sieben Jahre hatte er keinen einzigen Freund.

Er mißtraute ihnen allen.

Manche hätten es ehrlich mit ihm gemeint, doch er warf sie alle in einen Topf, ließ keinen an sich heran, sah in jedem ein falsches Verräterschwein, das nicht an ihm, sondern nur an seinem Geld interessiert war.

Als sich heute die Gefängnistore für ihn öffneten, lachte ihm das Herz im Leibe, denn er hatte es geschafft.

Jimmy Cook, der Bibliothekar der Anstalt, hatte zum Abschied gesagt: »Wenn sie dich rauslassen, darfst du dich nicht umsehen. Blick nur nach vorn, immer nur nach vorn, denn wenn du zurückschaust, kommst du wieder, das ist eine alte Weisheit.«

Quinn war nicht abergläubisch, aber er hielt sich an Jimmy Cooks Rat und schaute nicht zurück. Geradeaus blickend entfernte er sich vom Gefängnis, und ein Wagen folgte ihm.

Zwei Männer saßen in dem Fahrzeug.

Robin Quinn kannte sie beide. Er würde sie nie vergessen, denn sie waren es gewesen, die ihn damals eingelocht hatten, und heute waren sie nicht aus purer Freundschaft erschienen, sondern deshalb, weil sie immer noch scharf auf *sein* Geld waren.

Sie holten ihn ein und fragten, ob sie ihn mitnehmen könnten. Er nahm ihr Angebot an, obwohl er sie nicht riechen konnte. Daß sie nur ihren Job taten, ließ er nicht gelten.

Sie waren scharfe Jagdhunde in seinen Augen, deren Ehrgeiz es war, so viele Leute seines Schlages wie möglich zur Strecke zu bringen.

Nach Motiven fragten sie nicht. Sie sahen nur die Tat, das Verbrechen, das gesühnt werden mußte. Was aber war mit den Verbrechen, die die Gesellschaft an Robin Quinn begangen hatte?

Von Kindheit an war er ein Prügelknabe des Schicksals gewesen. Der Vater war nach einem schweren Autounfall medikamentensüchtig geworden, die Mutter bekam jedes Jahr von einem anderen Mann ein Kind.

Das waren die Zustände, die Robin Quinns Jugend prägten. Als er sechzehn war, hielt er es zu Hause nicht mehr länger aus und suchte das Weite.

Seine Eltern unternahmen nicht einmal den Versuch, ihn

zurückzuhalten. Ein Esser weniger. Wunderbar.
Die nächsten Jahre verbrachte er in der Gesellschaft von Gaunern, Raubmördern und Zuhältern. Er wohnte bei einer alten Nutte, die einen Narren an ihm gefressen hatte und in ihm so etwas wie ihren Sohn sah.
Sie war sogar imstande, ihm mehr Liebe zu geben als die eigene Mutter, aber die vielen Männerbesuche, das Gekicher, die eindeutigen Geräusche nebenan gingen ihm bald so sehr auf die Nerven, daß er wieder seinen Ranzen schnürte.
Einen Beruf konnte er nicht erlernen. Er schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten durch, wurde einmal eingesperrt, weil er irgendeinem Schläger ähnlich sah und lernte hinter Schloß und Riegel einen fuchsschlauen Einbrecher kennen, der sich eine Philosophie zurechtgezimmert hatte, die ihm gefiel.
»Wenn das Schicksal dich in den Hintern tritt, mußt du dich umdrehen und ihm die Zähne zeigen.«
Das hatte er getan, sobald er das Gefängnis wieder verlassen durfte. Der Einbrecher war ihm ein großartiger Lehrmeister. Er brachte ihm ein Handwerk bei, das goldenen Boden hatte, und von da an ging es mit Robin Quinn aufwärts.
Endlich hatte er Geld und keinen ständig knurrenden Magen mehr. Es ging ihm besser als je zuvor, und er konnte es sich sogar leisten, ab und zu ein Mädchen auszuführen, ohne hinterher um die Moneten weinen zu müssen, die es gekostet hatte.
Die Polizeibeamten, die vor dem Gefängnis auf ihn gewartet hatten, nahmen ihn nur ein kurzes Stück mit. Als sie erkannten, daß sich ihre Mühe nicht lohnte, warfen sie ihn raus und er sah breit grinsend zu, wie sie weiterfuhren.
»Mein Geld kriegt ihr nicht«, sagte er. »Ich habe es mir redlich verdient in diesen verdammten sieben Jahren.«
Er trieb sich stundenlang in London herum, war so nervös wie ein Traber vor dem Start und dachte ständig an zwei Dinge: an das Geld und an Louise, die ihm damals, vor sieben Jahren, sehr viel bedeutet hatte.
Sie war ein anständiges Mädchen gewesen, nicht eine von der Sorte, die sich normalerweise mit ihm einließ, und er hatte Angst, sie zu verlieren, deshalb sagte er ihr nicht, auf welche Weise er sein Geld verdiente.
Sie liebte ihn mit tolpatschiger Unerfahrenheit und war schon völlig aus dem Häuschen, wenn er mal ihr Ohrläppchen oder den Hals küßte. Es hätte was mit ihnen werden können.
Natürlich hätte Robin Quinn in diesem Fall seinen »Beruf« aufgeben müssen, und er war auch fest dazu entschlossen gewesen.
Nur noch diesen einen Bruch in das Geldinstitut wollte er machen,

dann sollte Schluß sein. Aber wie konnte es bei einem Pechvogel anders kommen? Es mußte schiefgehen, und er verlor nicht nur seine Freiheit, sondern auch Louise, die nichts mehr von ihm wissen wollte, als sie erfuhr, daß er ein Verbrecher war.

Sie schluckte - wohl um ihren angeknacksten guten Ruf wiederherzustellen - Schlaftabletten, wohlweislich aber nicht genug, um zu sterben, und sie tat es zu einem Zeitpunkt, da sie wußte, daß ihre Tante sie entdecken würde.

Der Arzt machte ihr eine Magenspülung, und sie war wieder auf den Beinen. Robin Quinn hörte nichts mehr von ihr. Sie schrieb ihm nicht, besuchte ihn nicht. Er war für sie gestorben, der Verbrecher.

Nun war er wieder draußen und er hatte noch Zeit, denn das Geldversteck wollte er erst nach Einbruch der Dunkelheit aufsuchen.

Er sehnte sich danach, Louise wiederzusehen.

Vielleicht war sie inzwischen reifer geworden und dachte heute anders über das, was sie auseinandergebracht hatte. Der Mensch ändert im Laufe der Jahre seine Ansichten.

Er hatte ihre Telefonnummer immer noch im Kopf, und er wollte ihre Stimme hören. Hoffentlich wohnte sie noch in dem kleinen Haus mit dem netten Garten, das sie von ihren Eltern geerbt hatte.

Mit zitternden Fingern wählte er die Nummer, Und Louise meldete sich tatsächlich am anderen Ende. Er war so durcheinander, daß er keinen Ton herausbrachte. Die Stimme… Er hörte nach so vielen Jahren wieder ihre weiche, warme Stimme.

Die Telefonzelle schien zu schwanken. Er lehnte sich an das Glas.

Es war unverkennbar Louises Stimme. Sie hatte sich nicht verändert. Vielleicht war sie ein wenig reifer und voller geworden, aber sie elektrisierte ihn immer noch so wie einst.

Er stellte es sich wunderbar vor, wenn es möglich gewesen wäre, die vergangenen sieben Jahre auszulöschen und mit Louise und dem Geld fortzugehen. Die Welt stand ihnen offen.

200.000 Pfund waren ein ansehnliches Startkapital für einen Mann wie Robin Quinn, der aus der Gosse kam.

»Hallo! Hallo, wer ist da?« fragte Louise.

Er hatte nicht den Mut, sich zu erkennen zu geben, deshalb murmelte er, sie möge entschuldigen, er wäre falsch verbunden. Dann hängte er hastig ein. Aber jetzt wollte er sie erst recht sehen.

Hatte sie zugenommen? War sie dick und unansehnlich geworden? Er wünschte es sich fast, um sie vergessen zu können, Quinn rief sie noch einmal an. Diesmal wollte er etwas sagen, doch als er ihre Stimme hörte, schnürte es ihm wieder die Kehle zu und er brachte keinen Ton heraus.

Er fuhr zu ihrem Haus und ging eine halbe Stunde davor auf und ab, ohne sie zu entdecken. Schließlich faßte er sich ein Herz und drückte

auf den Klingelknopf der Gartentür.

Und nun erschien Louise.

Ihr Aussehen war ein bißchen nichtssagend geworden. Quinn vermißte den Schick, mit dem sie sich früher gekleidet hatte. Ihr sandfarbenes Haar war hochgesteckt, die braunen Kämme wackelten, ein paar dünne Haarsträhnen hingen herab.

Die sieben Jahre waren an Louise nicht spurlos vorbeigegangen. Sie hatten Spuren in Form von kleinen Fältchen hinterlassen, und die Sehschärfe ihrer Augen schien nachgelassen zu haben, denn sie fragte: »Sie wünschen?«

Robin Quinn schwitzte. Er lachte nervös. »Erkennst du mich nicht wieder, Louise? Habe ich mich so sehr verändert?«

»Robin?« fragte sie unsicher. »Robin Quinn?«

Sie kam näher.

»In voller Lebensgröße«, sagte er mit belegter Stimme.

Er sah, wie sie steif wurde und begriff, daß sie ihm noch nichts verziehen hatte.

»Ich bin wieder raus, Louise«, sagte er verlegen.

»Das freut mich«, sagte sie, aber er hörte deutlich, daß sie nicht die Wahrheit sagte.

Das Gartentor trennte sie.

»Du siehst großartig aus«, machte er ihr ein Kompliment.

»Du auch«, sagte sie, und er fragte sich, warum sie ihn belog. Das hatte sie früher nie getan.

Die Situation war ihm peinlich. Da standen sich zwei Menschen gegenüber, die einander einmal sehr viel bedeutet hatten, doch heute waren sie sich fremd geworden.

Louise war nicht mehr so wie früher. Ihr Wesen hatte sich verändert, sie war spürbar nüchtern geworden, der Traum vom schönen Leben und von der großen Liebe war ausgeträumt. Die Wirklichkeit sah anders aus, und Louise hatte sie kennengelernt.

Was hatten sie einander noch zu sagen?

»Wie… geht es dir?« fragte Robin Quinn.

»Gut«, antwortete sie. Eine weitere Lüge.

»Darf ich reinkommen?« fragte Quinn.

»Nein, Robin, das geht nicht. Ich… ich bin eine verheiratete Frau…«

Ihm gab es einen Stich. »Verheiratet? Du bist verheiratet? Wie lange schon?«

»Fast sieben Jahre.«

»Du hattest es verdammt eilig… Entschuldige, es geht mich nichts an.«

»Du kannst mir nichts vorwerfen«, sagte Louise. »*Ich* habe dich nicht im Stich gelassen.«

»Es ist vorbei, ich habe gesühnt«, sagte Robin Quinn. »Ich bin wieder

ein freier Mensch, und ich sehe, daß du nicht glücklich bist, Louise.«
Ihre Miene wurde abweisend. »Das geht dich nichts an.«
»Wessen Frau bist du geworden? Kenne ich deinen Mann?«
»Ich weiß es nicht. Es ist Bo Philips.«
Quinn schüttelte verständnislos den Kopf. »Warum ausgerechnet er, Louise?«
»Es bot sich nichts Besseres an«, sagte Louise. Endlich war sie einmal ehrlich. Sie hob trotzig und stolz den Kopf. »Bilde dir bloß nicht ein, du würdest über Bo stehen. Man kann über ihn denken, wie man will, eines ist er mit Sicherheit nicht: ein Verbrecher!«
»Du willst mir wehtun, aber das wird dir nicht gelingen«, sagte Quinn. »Ich wette, Bo Philips liebt dich nicht, er vernachlässigt dich und treibt es mit Mädchen, die fast noch minderjährig sind. Ich kenne Bo.«
»Selbst wenn es so wäre, wäre das allein meine Sache«, erwiderte Louise eisig.
»Louise, ich bin wieder da, ich bin noch zu haben, bin in guter Form. Ich habe gut auf mich aufgepaßt, und ich habe vor, mein Leben zu ändern. Kein krummes Ding mehr. Wenn du es verlangst, lege ich darauf einen heiligen Eid ab. Vergiß die sieben Jahre mit Bo Philips und komm zu mir zurück.«
Louise schüttelte den Kopf. »Nein, Robin, das mit uns ist vorbei.«
»Es war mal sehr schön.«
»Ich habe es vergessen.«
»Das glaube ich dir nicht.«
An einem der Fenster bewegte sich der Vorhang, und dann tauchten die niedlichen Gesichter von zwei blond gelockten Kindern auf. Ein Mädchen und ein Junge schauten neugierig mit großen, unschuldigen Augen heraus.
»Deine Kinder?« fragte Quinn mit belegter Stimme.
»Ja«, sagte Louise.
»Wie alt?«
»Der Junge wird sechs, das Mädchen fünf.«
Robin Quinn glaubte zu hören, wie eine Tür mit lautem Knall zufiel.
Eine Tür, die sieben Jahre lang offengestanden hatte, wie er vermeinte, aber das stimmte nicht. Sie war schon vor sieben Jahren zugefallen. Verrückt, daß er den Knall erst heute hörte.
Er wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Was sagt man einer fremden, verheirateten Frau mit zwei Kindern, die von einem nichts wissen will?
»Leb wohl, Louise«, sagte er leise. »War schön, dich zu sehen. Mach's gut.« Dann wandte er sich schnell ab und ging.
Er hörte, wie das Fenster geöffnet wurde und wie der Junge fragte: »Wer war der Mann, Mumray?«

»Ein Fremder. Er sucht eine Mrs. Pamberton.«
»Aber hier wohnt doch keine Mrs. Pamberton, Mummy.«
»Er wird sie woanders finden«, sagte Louise und kehrte ins Haus zurück.

Nun brauchst du nur noch an eines zu denken, dachte Robin Quinn bitter. Ans Geld! Hast du Irrer wirklich geglaubt, das Rad der Zeit wäre hier draußen stehengeblieben? Es hat sich weitergedreht und hat all das überrollt und niedergewalzt, was dir einmal etwas bedeutet hat.

Um mit Louise endgültig zu brechen, suchte er ein Bordell auf. Er kaufte sich in seiner Wut gleich zwei Mädchen, und er war so grob zu ihnen, wie er meinte, es mit Louise sein zu müssen.

Dann brach endlich der Abend an.

Quinn fühlte sich leer und ausgebrannt. Die versteckte Beute verlor für kurze Zeit ihren Reiz, aber dann sagte er sich, daß er außer dem Geld nichts auf der Welt hatte.

Er besorgte sich einen Klappspaten und überkletterte mit diesem die Mauer eines alten, einsamen Friedhofs im Norden der Stadt.

Hohes Gras wuchs jenseits der Mauer. Robin Quinn sprang mitten hinein, federte in die Hocke und schaute sich aufmerksam um. Ein Nachtvogel stieß unheimliche Rufe aus. Es hatte den Anschein, als wollte er Quinn warnen, doch dieser hatte weder Angst vor der Dunkelheit noch vor den Toten, die ruhig und kalt in ihren Gräbern lagen, und deren Gebeine langsam vermoderten.

Tote sind nicht gefährlich, das wußte Robin Quinn. Die Lebenden sind es, vor denen man sich in acht nehmen muß.

Er hatte darauf geachtet, daß ihm niemand hierher folgte, denn auf diesem gespenstischen Friedhof hatte er vor sieben Jahren seine Beute begraben, und die wollte er sich nun wieder holen.

Stacheliges Unkraut kratzte an seinen Beinen, als er sich von der Friedhofsmauer entfernte.

Dünne Nebelfinger lagen zwischen den Grabsteinen und bewegten sich ab und zu lautlos. In den Baumkronen raschelten die Blatter, und es hörte sich an, als würden Geister miteinander flüstern.

Robin Quinn fühlte sich beobachtet, aber das konnte nur Einbildung sein. Es war ausgeschlossen, daß sich um diese Zeit außer ihm noch jemand auf dem finsteren Gottesacker befand.

Fest umschloß seine Hand den Stiel des Klappspatens.

Irgendwo knackte ein morscher Ast, und Quinn fuhr wie von der Natter gebissen herum. Sein Herz schlug nun etwas schneller, und Mißtrauen meldete sich in ihm. Vielleicht war ihm doch jemand gefolgt, ohne daß er es gemerkt hatte.

Er preßte die Kiefer fest zusammen.

Niemand sollte es wagen, ihm sein Geld wegzunehmen. Er hatte

nicht jahrelang auf diese Nacht gewartet, um sie als Verlierer zu beenden. Die Enttäuschung mit Louise reichte ihm.

Er war entschlossen, seine Beute mit Klauen und Zähnen zu verteidigen. Er hatte jetzt ja nur noch das Geld.

Einige Minuten verstrichen, ohne daß Quinn sich regte. Er lauschte angespannt, doch kein weiteres verräterisches Geräusch drang an sein Ohr.

Er war also doch allein.

Allein unter Toten!

Langsam schlich er weiter. Fahles Mondlicht sickerte durch die Wolken und schuf eine gruselige Atmosphäre. Robin Quinn wollte es nicht wahrhaben, aber eine hauchdünne Gänsehaut legte sich zwischen seine Schulterblätter.

Wenn er es sich auch nicht eingestand, ganz geheuer war ihm auf dem alten Friedhof nicht.

Er erreichte eine hohe Buche und orientierte sich. Da er nur ein einziges Mal hier gewesen war - und das lag schon sieben Jahre zurück -, fiel es ihm nicht leicht, das Grab wiederzufinden, in dem die Beute versteckt war.

Ein neuerliches Geräusch ließ ihn unverzüglich in Deckung gehen.

Verdammt, wer trieb sich auf dem Friedhof herum?

Argwöhnisch versuchte Quinn die Dunkelheit mit seinen Augen zu durchdringen. Die Geräusche konnten natürlich auch von Tieren verursacht worden sein.

Da!

Schlich dort nicht eine schwarze Gestalt durch die Finsternis?

Robin Quinn umklammerte seinen Spaten sofort mit beiden Händen. Spukte es etwa auf diesem Friedhof? Er tat diesen Gedanken als Unsinn ab, denn er war der Ansicht, daß es keine Geister und Gespenster gab.

Aber die schwarze Gestalt!

Quinn wollte sehen, wer das war, deshalb vergaß er für den Augenblick seine Beute und schlich hinter dem Phantom her. Wenn er sich nicht irrte, war es soeben hinter einem hohen Grabstein verschwunden.

Aufgeregt pirschte sich Robin Quinn an den Grabstein heran. Sein Blick streifte die Inschrift, aber er behielt nichts davon. Es interessierte ihn nicht, wer hier ruhte.

Es interessierte ihn wesentlich mehr, wer sich hinter dem Stein verbarg.

Schweiß kühlte seine heiße Stirn. Er hatte nicht vor, den anderen anzugreifen, er wollte ihn lediglich beobachten.

Mit bis zum Zerreißen angespannten Nerven erreichte er den dunkelgrauen Grabstein. Kies knirschte unter seinem Schuh, er konnte

es nicht verhindern. Sofort blieb er reglos stehen und wartete, was passierte, doch nichts geschah.

Die Stille war so perfekt, daß Quinn den Verdacht hatte, es wäre überhaupt niemand hinter dem Grabstein.

Nun wollte er es wissen.

Er machte zwei entschlossene Schritte vorwärts und blickte in eine leere, nebelverhangene Dunkelheit.

Hatte er vorhin doch einen Spuk gesehen?

Quinn konzentrierte sich wieder auf seine Beute. Er wollte sie sich holen und verschwinden. Spuk hin, Spuk her, wenn er diesen Friedhof verließ, konnte es spuken auf Teufel komm raus. Er hatte nicht die Absicht, jemals wieder diesen unheimlichen Gottesacker zu betreten.

Ihm fiel eine große Gruft ein, die wie ein kleines Geisterschloß aussah. Sie mußte er suchen. Von dort aus würde er dann das Grab finden, in dem 200.000 Pfund auf ihn warteten.

Kreuz und quer suchte er den Friedhof ab, und als er endlich auf die Gruft mit den vielen schattigen Nischen stieß, wußte er, daß er es schon fast geschafft hatte.

Mit festem Schritt, überzeugt, den richtigen Weg zu geben, näherte er sich dem Grab, das mit einem rostigen Eisenkreuz versehen war. Quinn atmete erleichtert auf.

Er war am Ziel.

Erregt öffnete er den Spaten und stieß ihn in das von Unkrautwurzeln verfilzte Erdreich. Er hoffte, daß die Toten seinen Schatz wohl behütet hatten. Eifrig kämpfte er mit dem Unkraut, das ihn nicht an sein Geld lassen wollte. Er stellte sich auf den Spaten und drückte ihn mit seinem ganzen Körpergewicht in den Boden.

Es sah aus, als würde Robin Quinn sein eigenes Grab schaufeln.

Er ahnte nicht, daß er tatsächlich bald eines brauchen würde…

***

Budd Mayo traute seinen Augen nicht.

Murdock Vidor war zum Ungeheuer geworden!

Der Gangsterboß hatte nicht den Mut, seinen Revolver auf die Bestie abzufeuern. Wie vom Blitz getroffen stand er mit offenem Mund da und zweifelte genauso an seinem Verstand wie Cecil Forrest und Brian White an dem ihren.

Aus einem Menschen war ein grauenerregendes, gefährliches Monster geworden.

Es war einfach nicht zu begreifen!

Forrest und White wagten sich nicht zu bewegen. Sie blieben da liegen, wo Murdock Vidor sie zusammengeschlagen hatte, und hofften, daß ihnen nicht noch Schlimmeres passierte.

Vidor näherte sich dem Schreibtisch. Mit einem blitzschnellen

Prankenhieb entwaffnete er Budd Mayo, aber er schlug so zu, daß er den Mann mit seinen scharfen Krallen nicht verletzte.

Benommen und unfähig, zu verstehen, starrte Mayo in die gelb leuchtenden Augen des Schwarzblütlers. Er hatte das Biest mit der Waffe bedroht. Mußte er diese Unverfrorenheit nun mit dem Leben bezahlen?

Die Klaue des Ungeheuers schoß auf ihn zu. Wie Stahlstacheln gruben sich die Krallen in Mayos teuren Anzug. Murdock Vidor knurrte aggressiv und riß den Mann hinter dem Schreibtisch hervor.

Budd Mayo dachte, jetzt würde es ihm ans Leben gehen, doch Vidor ließ ihn los und nahm wieder menschliches Aussehen an.

»Nun weißt du, wie du mit mir dran bist!« sagte er schneidend. »Bist du immer noch sicher, daß du nicht für mich arbeiten willst?«

Mayo schluckte. »Wie ist so etwas möglich? Ich begreif's nicht.«

»Das ist auch nicht nötig. Finde dich einfach damit ab, daß es mehr Dinge gibt, als dein kleines Menschenhirn verstehen kann. Ich hätte euch alle drei töten können. Ich habe es nicht getan, weil ich euch brauche, aber versucht nicht, mich noch einmal anzugreifen, denn das würde euch schlecht bekommen!«

Vidor befahl White und Forrest aufzustehen. Sie gehorchten. Die Killer, die so spielend mit Frank Keith fertiggeworden waren, sahen jetzt aus wie Jammergestalten.

Budd Mayo leckte sich aufgeregt die Lippen. »Was sollen wir tun?«

Murdock Vidor grinste. »Das gefällt mir schon besser. Ich möchte, daß ihr drei Männer entführt. Ihr werdet sie nicht töten, sondern nur kidnappen und zu mir bringen. Das Leben werde ich ihnen dann selbst nehmen.«

»Was sind das für Männer?« fragte Budd Mayo. Er stand immer noch unter Schock, genau wie seine Killer.

»Schreib die Namen auf!« verlangte Murdock Vidor.

Budd Mayo legte einen Notizblock bereit und griff nach einem Faserschreiber.

Murdock Vidor nannte die Namen und die Adressen.

Mayo schrieb mit zitternder Hand. Teufel, dieser Kerl hatte ihn ganz schön geschafft. Das ärgerte Mayo maßlos, aber er hütete sich, sich etwas anmerken zu lassen.

»Ein Privatdetektiv, ein Parapsychologe und dessen Schüler«, sagte Murdock Vidor grimmig. »Ihr werdet sie schnappen und mir übergeben. Ich erwarte von euch eine saubere Arbeit. Es darf keine Panne geben. Wenn ihr versagt, müßt ihr sterben. Bereitet euch gründlich auf die Entführung vor. Überstürzt nichts. Ich gebe euch drei Tage Zeit.«

»Wohin sollen wir die Männer bringen, wenn wir sie haben?« fragte Budd Mayo.

Vidor nannte einen alten Friedhof im Norden der Stadt und beschrieb ihnen die Gruft, in der sie ihn antreffen würden.

»Ihr könnt kommen, wann immer ihr wollt, ich werde da sein«, sagte die Bestie. »Aber wagt nicht, die Frist von drei Tagen zu überschreiten, und denkt auch nicht, ihr könntet meinen Auftrag vergessen. Solltet ihr euch mit Tony Ballard oder Professor Hale in Verbindung setzen, verwirkt ihr euer Leben. Daß ihr die Polizei ebenfalls aus dem Spiel zu lassen habt, brauche ich in eurem Fall wohl nicht extra zu betonen. Ihr würdet lieber mit dem Teufel paktieren, als mit der Polizei zusammenzuarbeiten.« Vidor lachte und breitete die Arme aus. »Nun, der Teufel steht vor euch und bietet euch die Partnerschaft an. Nützt eure Chance, und ihr werdet es nicht bereuen.«

Er wandte sich um. Cecil Forrest und Brian White machten hastig Platz, und Murdock Vidor verließ wie ein König Budd Mayos Büro.

Die Tür klappte hinter ihm zu, und Budd Mayo ließ sich auf die Kante seines Schreibtischs nieder. Immer wieder fassungslos den Kopf schüttelnd sagte er: »Es ist mir ein Rätsel, Jungs. Sagt mir, ist das alles wirklich passiert, oder habe ich es bloß geträumt?«

Cecil Forrest betastete vorsichtig die zahlreichen Blessuren seines Gesichts und bemerkte heiser: »Es war wahr, Boß. Wir hatten Besuch aus der Hölle.«

***

Robin Quinn schaufelte mit wachsendem Eifer, und plötzlich stieß die Spatenspitze auf etwas Weiches. Quinn ließ sich auf die Knie fallen und buddelte wie ein Hund, der einen Knochen ausgraben möchte.

Mit seinen Händen legte er ein kleines Paket frei. Er kicherte nervös und war genauso aufgeregt wie damals, als er seine Beute vergrub. Heiß pochte sein Blut in den Schläfen.

Er zog die in dickes Nylon verpackten Banknotenbündel aus dem feuchten Erdreich, öffnete das Paket erregt, schlug die gelbe Plastikhaut auseinander und betrachtete begeistert das Geld.

»Schade, Louise«, sagte er heiser. »Wirklich schade. Ich hätte es mit dir geteilt. Es hätte dir genauso gehört wie mir. Wir hätten es gemeinsam ausgegeben, aber du willst nicht. Du hast Bo Philips geheiratet, obwohl er überhaupt nicht zu dir paßt, und du mußtest auch noch zwei Kinder von ihm haben, die dich an ihn ketten. Jammerschade, Louise.«

Er griff nach dem Geld und wollte es einstecken.

Da erschreckte ihn abermals ein Geräusch.

Kam es vielleicht daher, daß er so lange eingesperrt war? Kannte er die Geräusche der Freiheit nicht mehr?

Er würde sie neu für sich entdecken, würde sie kennenlernen, und sie

würden ihm bald wieder so vertraut wie früher sein.
Das erste Geldbündel verschwand in seiner Tasche. Als er nach dem zweiten griff, knirschte Kies unter irgend jemandes Schuh. Um ein Phantom konnte es sich hierbei nicht handeln und auch nicht um einen geheimnisvollen Spuk.
Hinter dem letzten Geräusch mußte ein Mensch aus Fleisch und Blut stecken! Irgend so ein Stinktier hatte es anscheinend doch geschafft, ihm auf den Fersen zu bleiben.
Er hatte gewartet, bis die Beute ausgegraben war, und nun wollte er sie sich unter den Nagel reißen, aber dabei würde Quinn nicht mitspielen.
Er tat so, als hätte er nichts gehört. Flink steckte er das restliche Geld ein, dann griff er nach dem Spaten, der jetzt zur Waffe geworden war, und erhob sich.
Ein großer, kräftiger Mann mit breiten Schultern stand zwischen zwei Grabsteinen. Er machte sich nicht einmal die Mühe, sich zu verstecken. Reglos stand er da, und der Blick, mit dem er Robin Quinn musterte, verhieß nichts Gutes.
Murdock Vidor hatte die Lunte gelegt, alles weitere sollten Budd Mayo und seine Männer für ihn tun. Er wollte sich keiner unnötigen Gefahr aussetzen. Und es war gefährlich, Tony Ballard in seinem Haus anzugreifen.
Vidor hatte auch die weißmagischen Sicherungen gespürt, als er um Bernard Hales Haus schlich. Vielleicht wäre es ihm gelungen, in das Haus des Professors einzudringen, aber es hätte ihn mit Sicherheit stark geschwächt, und er konnte es sich nicht erlauben, schwach zu sein, denn die Schwäche war die Schwester der Niederlage.
Menschen sollten für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen.
Auf Mayo und seine Komplizen hatten die Dämonenbanner nicht die geringste abweisende Wirkung, und eine Entführung war für diese Männer eine Kleinigkeit, mit der sie spielend fertig wurden.
Auf dem Weg hierher hatte sich Murdock Vidor überlegt, ob er sich nun doch zu Mirjam begeben sollte. Er war schon wieder hungrig, und der Drang, zu töten, wurde in ihm immer stärker.
Es war ihm dann aber zu weit zu Mirjam, deshalb betrat er diesen nächtlichen Friedhof, auf dem Tony Ballard, Bernard Hale und Chao Kai demnächst ihr Leben verlieren würden.
Und hier, auf diesem finsteren Gottesacker, bescherte der Zufall Murdock Vidor ein neues Opfer.
Er hatte nicht damit gerechnet.
Eiskalt grinste er den Mann an. Daß Quinn einen Spaten in der Hand hielt, störte Murdock Vidor nicht, der würde dem Opfer nichts nützen.
Quinns Augen verengten sich. »Das hast du dir so gedacht, du Bastard, aber daraus wird nichts!«

Murdock Vidor sagte nichts. Er grinste weiterhin eiskalt.
»Seit wann bist du schon hinter mir her?« wollte Quinn wissen.
»Ich habe dich eben erst entdeckt«, antwortete die Bestie.
»Das ist gelogen!«
»Glaub, was du willst«, sagte Vidor gleichgültig. »Es interessiert mich nicht.«
»Ich weiß, worauf du scharf bist, du Bastard, aber du kriegst es nicht!« zischte Robin Quinn. »Wage nicht, mir zu nahe zu kommen, sonst schlage ich dir den Schädel ein. Ich habe noch nie einen Menschen umgebracht, aber heute bin ich in einer Verfassung, in der ich's tun könnte.«
»Du hast noch nie einen Menschen getötet? Ich schon, und ich muß dir sagen, daß du dir da etwas Großartiges hast entgehen lassen.«
»Du hast sie wohl nicht alle!«
»Ich habe schon viele Menschen umgebracht, und ich werde auch dich töten.«
Murdock Vidor setzte sich langsam in Bewegung.
Robin Quinns Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen. Er besaß zwar den Spaten, aber er glaubte nicht, daß er diesem Kerl gewachsen sein würde. Der Mann wirkte kräftiger als er und war so geschmeidig wie eine Raubkatze.
»Bleib stehen!« keuchte Robin Quinn. »Verdammt, hörst du nicht? Du sollst stehenbleiben! Oder bist du versessen auf einen gespaltenen Schädel?«
Murdock Vidor ging weiter.
»Ich warne dich zum letztenmal!« krächzte Robin Quinn. »Du riskierst dein Leben!«
Vidor machte den nächsten Schritt.
Da schwappte eine Zornwelle in Quinns Kopf Er hatte sieben Jahre gesessen, nur eines hielt ihn aufrecht: das Geld. Wenn er es sich wegnehmen ließ, was blieb ihm dann noch?
Blind vor Wut schlug er zu. Flach krachte das Schaufelblatt gegen Murdock Vidors Gesicht, und als es den Blick darauf wieder freigab, war es kein Gesicht mehr, sondern eine schreckliche Monsterfratze.
Quinn erging es so wie Budd Mayo und dessen Killern. Er konnte das Ungeheuerliche nicht fassen.
»Neiiin!« brüllte er aus Leibeskräften, aber wer hätte es hören sollen? Es gab in weitem Umkreis ja nur Tote.
Die Bestie stürzte sich auf Robin Quinn, der zurücksprang und noch einmal mit dem Spaten zuschlug. Diesmal traf die Kante des harten Metallblatts die Stirn des Scheusals.
Ein Mensch hätte diesen fürchterlichen Treffer nicht überlebt, doch die Haut des Monsters platzte nicht einmal auf, und erst recht ging der Schädelknochen nicht entzwei.

Es war, als hätte Quinn den Spaten gegen Granit geschmettert.
Jetzt ließ er ihn fallen. Es hatte keinen Sinn, die Bestie damit töten zu wollen. Rasend schnell drehte sich Robin Quinn um und suchte sein Heil in der Flucht.
Aber Murdock Vidor war schneller.
Schon nach wenigen Schritten holte er den Fliehenden ein, und sein Prankenhieb schleuderte Quinn zu Boden. Lang schlug der Mann hin. Er verlor ein Banknotenbündel, aber Geld hatte in dieser Situation nichts mehr zu bedeuten. Wenn das Leben nur noch an einem seidenen Faden hängt, wird Geld zur größten Nebensächlichkeit.
»Hilfe!« brüllte Robin Quinn. »Hiiilfeee!«
Krallen wühlten sich in sein Fleisch, und er kreischte seinen Schmerz heraus. Murdock Vidor riß ihn auf die Beine und biß zu.
Die Ohnmacht erbarmte sich des Mannes.
Er drohte zusammenzusacken, aber Murdock Vidor fing ihn auf und trug ihn fort. Er zog sich mit Quinn in die Gruft zurück und vollendete dort sein grausiges Werk.

***

Ich hasse Krankenhäuser, und wenn es geht, mache ich einen großen Bogen um sie. In dieser Hinsicht ergeht es mir wie vielen anderen Menschen auch. Jeder akzeptiert die Notwendigkeit dieser Medizinburgen, aber keinen zieht es hinein - abgesehen jene, die darin arbeiten.
Obwohl es keinen in die Hospitäler drängt, sind sie doch jahrein, jahraus überfüllt, das kam mir erst zum Bewußtsein, als ich selbst in der Klinik lag.
Alle waren nett und freundlich zu mir, aber ich fühlte mich trotzdem nicht wohl. Seit zwei Tagen drehten sie mich durch den Wolf. Nichts ließen sie aus, EKG, EEG, Blutsenkung, Harntest, Zuckerbelastung, Ultraschall, Scanner… Sie waren wirklich sehr gründlich, gaben mir alles mögliche Zeug zu trinken, spritzten mir Kontrastmittel und Isotopen, durchleuchteten mich von allen Seiten und testeten meine Reaktion auf dies und jenes.
Aber sie fanden nichts.
Nach Ansicht der Mediziner war es geradezu eine Beleidigung ihres Berufsstandes, wie gesund ich war.
Natürlich gefiel ihnen das nicht, deshalb machten sie weiter. Es war erstaunlich, was sie noch für Mätzchen auf Lager hatten.
Wenn einer so gesund ist wie Tony Ballard, muß er krank sein, sagten sie sich und trieben immer schlauere Spielchen mit mir. Computer wurden befragt und gaben Auskunft, daß meine Werte völlig normal wären.
Psychiater drangen mit ihren neugierigen, manchmal recht

indiskreten und deshalb auch peinlichen Fragen bis in das tiefste Innere meiner Seele vor, und alle mußten resignieren und zugeben, daß ich stinknormal war.

Woher aber kamen meine Beschwerden?

Niemand wußte es, aber der Chefarzt und sein Team gaben die Hoffnung nicht auf, es herauszubekommen.

Gestern hatte mich Mr. Silver kurz besucht. Nach ihm waren Vicky Bonney und Cruv gekommen, und die beiden hatten versprochen, heute wieder nach mir zu sehen.

Ich erwartete sie ungeduldig. Als sich endlich die Tür öffnete und Vicky mit dem häßlichen Gnom eintrat, fiel die Spannung von mir ab wie eingetrockneter Schlamm.

Keine besonderen Vorkommnisse, hatte es gestern geheißen, und ich sah meiner Freundin und dem Knirps im Maßanzug, mit Gehstock und Melone an, daß sie mir wieder nichts Neues zu berichten hatten.

Vicky küßte mich, und ich tippte dem Gnom freundschaftlich auf den Hut.

»Wie geht es euch?« fragte ich.

»Wir sind nicht im Krankenhaus«, sagte Vicky. »Dreh den Spieß nicht um, Tony. Es liegt bei uns, diese Frage an dich zu richten. Was haben sie heute alles mit dir angestellt?«

Ich zählte die Scherze, die sich die Ärzte mit mir erlaubt hatten, der Reihe nach auf.

Cruv grinste.

»Was gibt's zu grinsen?« fragte ich ihn unwirsch.

»Ich bin froh, daß ich kein Mensch bin«, sagte der Knirps. »All die Dinge wären mir zutiefst zuwider.«

»Denkst du, sie sind es mir nicht?«

»Ich glaube, ich würde bei Nacht und Nebel ausrücken.«

»Keine schlechte Idee«, sagte ich.

»Vergiß nicht, du bist freiwillig hier«, sagte Vicky Bonney. »Deshalb wirst du die Klinik auch erst verlassen, wenn der Chefarzt dir grünes Licht gibt.«

»Ich habe das Gefühl, er sieht sich in meinem Fall überfordert«, bemerkte ich. »Er hat sich's ein bißchen leichter vorgestellt, und ich wette, er ist mit seinem Latein bald am Ende. Aber sprechen wir nicht über mich. Erzählt mir von Murdock Vidor, das ist interessanter.«

»Leider gibt es diesbezüglich keine Neuigkeiten, Tony«, sagte Vicky bedauernd. »Nachdem Vidor kurz auftauchte, verschwand er spurlos in der Versenkung.«

»Er wartet auf seine Chance«, sagte ich und nickte ernst.

Cruv sagte, man hätte die übel zugerichtete Leiche eines Taxifahrers in einem Betonkanal beim alten Themsehafen gefunden.

»Vielleicht der Mann, der Murdock Vidor gefahren hat«, sagte ich.

»Möglich«, meinte der Gnom. »Den Wagen fand die Polizei heute morgen im Norden der Stadt. Von Vidor keine Spur und kein Lebenszeichen.«

»Er liegt auf der Lauer, ich weiß es«, sagte ich wütend. »Und ich sitze hier und spiele Versuchskaninchen. Lange mache ich da nicht mehr mit. Wenn ich gesund bin, habe ich nicht das Recht, einem Kranken das Bett wegzunehmen.«

»Du bleibst in dieser Klinik«, sagte Vicky Bonney entschieden. »Denk ja nicht an eine Nacht- und-Nebel-Flucht, sonst lasse ich dich vom Chefarzt ans Bett fesseln.«

»He, das hört sich nach einer handfesten Verschwörung an.«

»Es geschieht zu deinem Besten«,, behauptete meine Freundin.

»Das wage ich zu bezweifeln«, gab ich störrisch zurück, aber ich hatte nicht die Absicht, heimlich auszurücken. Wenn ich die Klinik verließ, sollten es alle sehen können.

***

Budd Mayo und seine Männer brauchten zwei Tage, um den Schock zu überwinden. Allmählich gewann der Nightclubbesitzer Abstand von dieser ungeheuerlichen Sache, und er fand sein Gleichgewicht wieder.

Sie hatten Erkundigungen über Tony Ballard, Professor Bernard Hale und Chao Kai eingeholt und wußten nun über die Männer, die sie kidnappen sollten, Bescheid.

Von Murdock Vidor wußten sie nichts, außer daß er ein ungemein kräftiger, gefährlicher Kerl war, der in der Lage war, sich in ein grauenerregendes Monster zu verwandeln.

Sie wußten nicht, woher er kam und warum er Ballard, Hale und Chao Kai töten wollte.

Cecil Forrest und Brian White kundschafteten aus, wie die Entführung am besten zu starten war, und sie berichteten ihrem Boß davon.

Mayo hörte ihnen mit wachsendem Unmut zu. »Verflucht noch mal, es stinkt mir, für diesen Murdock Vidor den Handlanger zu spielen.«

»Denkst du, wir sind gern seine Laufburschen?« sagte Cecil Forrest. »Aber was sollen wir tun. Du hast diesen Satan in Aktion erlebt. Ich möchte das nicht noch mal durchstehen. Beim nächsten Mal würde er sogar noch einen Zahn zulegen, das ist ja wohl klar. Da bleibt dann kein Auge mehr trocken.«

»Es paßt mir nicht, daß dieser Hurensohn hier hereinschneit und mir Befehle erteilt!« wetterte Budd Mayo. »Das kann er mit mir nicht machen.«

»Du hast gesehen, daß er's kann«, sagte Forrest.

»Ja, da war ich nicht vorbereitet, aber noch mal kann er mich nicht überrumpeln.«

»Willst du damit sagen, wir kidnappen niemanden?«

»Es wird getan, was ich befehle«, sagte Budd Mayo entschlossen. »Dieser streunende Höllenhund hat mir nichts zu sagen.«

»Wie willst du dich ihm widersetzen?« fragte Brian White. »Er hat gesagt, er macht uns fertig, wenn wir nicht tun, was er von uns verlangt.«

Mayo bleckte die Zähne. »Der Bastard wird sich wundern. Er denkt, uns so sehr eingeschüchtert zu haben, daß wir nicht den Mut aufbringen, zu meutern, aber wir werden ihn eines Besseren belehren. Er soll uns kennenlernen.«

White wiegte bedenklich den Kopf. »Also ich weiß nicht, ob das klug ist, Boß. Warum kidnappen wir die drei Männer nicht und liefern sie bei Vidor ab? Dann haben wir Ruhe.«

»Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Kann sein, daß Vidor dann gleich einen neuen Auftrag für uns hat. Dann sind wir bald nur noch seine Marionetten. Mir geht es ums Prinzip«, sagte Budd Mayo. »Da könnte ja jeder kommen und mir sagen, was ich zu tun habe.«

»Murdock Vidor ist nicht jeder«, sagte Cecil Forrest.

»Bei Gott nicht«, pflichtete ihm Brian White bei.

»Egal, wir zeigen ihm die Zähne!« entschied Mayo.

»Boß, er ist ein Ungeheuer. Es ist verrückt, aber wir haben ihn alle als Monster gesehen«, sagte Forrest. »Wie willst du den denn fertigmachen?«

»Wir werden ihm beikommen, und ich werde dabei sein, wenn es ihm an den gottverdammten Kragen geht. Wir schießen ihn mit Sprenggeschossen in Stücke, und zwar heute nacht.«

Forrest und White gefiel Mayos Plan nicht, aber sie waren gewöhnt, auszuführen, was er sagte, und sie sagten sich, daß es mit Sprenggeschossen vielleicht wirklich klappen konnte, schließlich konnte man damit sogar Elefanten umlegen, und so groß und stark wie ein Elefant war Murdock Vidor nun doch nicht.

Sie gingen, und abends kamen sie wieder, trugen schwarze Jeans und schwarze Seidenpullis.

Budd Mayo gab die Munition aus, die er besorgt hatte, und sie luden damit ihre UZI-Maschinenpistolen.

»Wir befreien uns von diesem Alpdruck!« sagte Mayo entschlossen. »Ihr werdet sehen, wie leicht es ist, ihn fertigzumachen. Man muß nur wissen, wie und womit man ihm zu Leibe rückt.« Der Boß tippte sich grinsend mit dem Zeigefinger an die Stirn. »Und dieses Hirn muß mal verfaulen. Schade drum.«

Forrest grinste ebenfalls. »Du kannst ja verfügen, daß man es nach deinem Tod in Spiritus aufbewahrt.«

Mayos Optimismus steckte White und Forrest an, allmählich wurden sie zuversichtlicher, und in ihnen keimte der Wunsch, es dem

Satansbraten heimzuzahlen.
Forrest lenkte den Wagen, mit dem sie unterwegs waren.
»Du brauchst nicht schnell zu fahren«, sagte Budd Mayo. »Wir haben es nicht eilig. Ob Vidor in zwanzig oder in dreißig Minuten draufgeht, ist egal.«
Budd Mayo benahm sich, als befänden sie sich bereits auf der Rückfahrt. Er lachte übermütig, als könne überhaupt nichts schiefgehen. »Wir tun den Menschen in dieser Stadt einen unschätzbaren Gefallen, und sie wissen es nicht einmal.«
»Wir hätten ein paar Reporter mitnehmen sollen«, sagte Forrest grinsend.
»Wir können auch hinterher noch 'ne Pressekonferenz einberufen und den gaffenden Zeitungsfritzen Überreste dieses Monsters zeigen«, sagte White.
Auf diese Weise machten sie sich Mut. Sie sahen sich bereits als Sieger. Es gab Krieg, und der Verlierer stand jetzt schon für sie fest. Er würde Murdock Vidor heißen.
Sie erreichten den Friedhof.
Forrest stoppte das Fahrzeug an der kahlen Friedhofsmauer und nagte an seiner Unterlippe. Er brauchte nur daran zu denken, wie ihn Murdock Vidor zusammengedroschen hatte, und schon zog sich seine Kopfhaut zusammen.
Jeder der drei Männer hätte sich allein nicht hierher gewagt.
Zu dritt hielten sie sich dem Monster für überlegen, da sie aber keine Erfahrung im Kampf mit Ausgeburten der Hölle hatten, war ihnen - was sie einander nie eingestanden hätten - mulmig zumute.
Budd Mayo vergewisserte sich, daß niemand in der Nähe war. »Vidor wird staunen«, knurrte er. »Los, Männer, bringen wir es hinter uns.«
Sie stiegen aus und nahmen ihre Maschinenpistolen mit auf den unheimlichen Friedhof. Ihr gesamtes Vertrauen ruhte auf den Waffen. Es war für sie undenkbar, daß sie Vidor damit nicht fertigmachen konnten.
Auf dem Gottesacker schwärmten sie aus, aber sie blieben in Sichtweite. Budd Mayo ging in der Mitte. Cecil Forrest befand sich zu seiner Linken, Brian White zu seiner Rechten.
Sie bildeten eine Miniaturkette und schritten in einer Front durch die Grabreihen.
Als Mayo die Gruft erblickte, blieb er stehen. Seine Freunde gingen auch nicht weiter. Die Gangster rückten zusammen und suchten nach einer guten Möglichkeit, sich zu verstecken.
Hinter einem breiten weißen Grabstein legten sich die Männer zunächst auf die Lauer und beobachteten den schwarzen Grufteingang.
»Vielleicht ist er gar nicht hier«, meinte Brian White leise.
»Er *ist* hier«, zischte Budd Mayo. »Ich kann den Bastard förmlich

riechen.«

»Er wird wohl kaum herauskommen«, flüsterte Cecil Forrest. »Und ihn in der Gruft anzugreifen, wäre das Dümmste, was wir tun könnten. Dort drinnen ist es zu eng. Da hätte er es immer nur mit einem von uns zu tun. Unsere Stärke liegt aber darin, daß wir zu dritt sind. Wir können sie nur hier draußen ausspielen.«

Mayo grinste und kniff ihn in die Wange. »Du bist ein ganz gerissener Hund, mein Lieber. Ich hatte nicht vor, in die Gruft einzudringen. Das ist, wie du sagst, zu riskant. Wir werden ihn herauslocken.«

»Wie?« fragte Brian White.

»Ganz einfach«, sagte Budd Mayo. »Indem wir ihn rufen. Los, Brian, ruf ihn!«

White schluckte trocken. »Ich?«

»Ist außer dir noch ein Brian da?«

»Vidor könnte spitzkriegen, was wir vorhaben«, sagte White heiser.

»Wie sollte er?« fragte Mayo.

»Vergiß nicht, wir haben es mit keinem Menschen zu tun, deshalb kann man ihn auch nicht mit normalen Maßstäben messen. Vielleicht weiß er über alles, was auf diesem Friedhof passiert, Bescheid. Es kann auch sein, daß er sich nicht in der Gruft befindet, sondern uns beobachtet, ohne daß wir es iwissen.«

Mayo schüttelte grimmig den Kopf. »Er macht sich ins Hemd, das darf doch nicht wahr sein.« Er wandte sich an Forrest. »Ruf du ihn, Cecil.«

Forrest nickte. »Okay, Boß.«

Er richtete sich ein wenig auf. Eine kühle Brise strich über sein angespanntes Gesicht. Er konzentrierte sich auf den Eingang der Gruft, der nicht mehr war als ein tiefschwarzes Rechteck.

Der Eingang zur Hölle, durchzuckte es Forrest.

»Mach schon!« sagte Mayo ungeduldig und entsicherte seine UZI-MPi.

»Vidor!« rief Forrest.

Seine Stimme flog über die Gräber und verlor sich im dunklen Nichts. Er hielt die Maschinenpistole mit beiden Händen. Ihr Lauf wies auf die Gruft.

Sein Finger befand sich in der Nähe des Abzugs. Wenn sich dort vorn etwas bewegt hätte, hätte Forrest augenblicklich den Stecher durchgezogen und die Waffe hämmern lassen.

Es gab niemanden, den er mehr haßte als Murdock Vidor.

»He! Vidor!« rief er.

»Er wird denken, wir wollen den ersten Gekidnappten bei ihm abliefern«, sagte Budd Mayo.

Nichts geschah.

Murdock Vidor reagierte nicht; er kam nicht aus der Gruft.

»Er wird doch nicht etwa Angst haben«, sagte Mayo grinsend. »Wir wissen nichts über ihn. Vielleicht ist er nicht immer gleich stark. Vielleicht ist er gewissen Formschwankungen unterworfen. Wäre es nicht denkbar, daß er sich im Moment in einem Tief befindet? Dann wäre es auch nicht riskant, ihn in der Gruft anzugreifen.«

»Er kann uns aber auch täuschen«, sagte White mißtrauisch. »Er ist ein Schwein!«

»O ja«, pflichtete ihm Budd Mayo bei.

»He!« stieß Cecil Forrest plötzlich aufgeregt hervor. »Ich glaube, dort drüben hat sich soeben jemand bewegt!«

Budd Mayo machte den Hals lang. »Tatsächlich! Da kommt er! Noch nicht schießen, Jungs! Laßt euch Zeit! Ihr feuert erst auf mein Kommando!«

White und Forrest starrten wie gebannt auf das Höllenwesen, das soeben die Gruft verließ. Groß und breit baute sich die Bestie davor auf, ein Scheusal, bei dessen Anblick einem angst und bange wurde. Die Brustmuskeln glühten einmal hell und einmal dunkel. Die Glut schwoll ständig auf und ab. Das Gelb der schräggestellten Monsteraugen leuchtete hingegen immer gleich.

Es gab nichts Vergleichbares in der Tierwelt, das diesem Schädel ähnlich gewesen wäre.

Die Bestie trat zwei Schritte vor. Damit kam sie aus dem düsteren Schatten der Gruft heraus. Deutlich war das Ungeheuer jetzt zu sehen.

White und Forrest warteten mit brennender Ungeduld auf den Schießbefehl, aber Budd Mayo ließ sich damit Zeit. Er fühlte sich als Sieger über die Bestie und kostete jetzt schon den Triumph aus.

Vidor kam nicht näher.

Endlich schrie Budd Mayo: »Feuer!«

Seine Stimme war noch nicht verhallt, da fingen schon die drei Maschinenpistolen zu rattern an. Mayo, Forrest und White wurden von den Rückstößen geschüttelt.

Ihre Gesichter waren haßverzerrt. Sie ballerten ohne Unterbrechung. Die Garben erfaßten das Scheusal. Die Sprenggeschosse trommelten gegen Murdock Vidor und detonierten.

Die Gangster dachten, der Bestie ein tödliches Feuerwerk zu liefern. Murdock Vidor knurrte und brüllte unwillig. Er schlug wild um sich, als wäre er in einen aggressiven Bienenschwarm geraten.

Die Sprenggeschosse stießen ihn zurück, und er verschwand hinter einer Wolke aus Pulverdampf.

»Ja!« schrie Budd Mayo lachend. »Das ist es, Freunde! Wir schaffen ihn! Damit hat er nicht gerechnet!«

Obwohl Vidor nur noch undeutlich zu erkennen war, schossen sie weiter - bis ihre Waffen leer waren.

Kein Schuß fiel mehr. Totenstille herrschte schlagartig auf dem

finsteren Friedhof. Murdock Vidor war verschwunden, und die Gangster sahen ihn auch nicht wieder, als die Wolke aus grauem Pulverdampf vom Wind erfaßt und zerrissen wurde.

Mayo stieß begeistert die Arme Richtung Himmel. »Meisterhaft, wie wir mit dem fertig wurden, Jungs! Das macht uns so schnell keiner nach!«

Brian White und Cecil Forrest schienen dem Frieden nicht ganz zu trauen. Sie luden ihre Waffen sicherheitshalber und blickten argwöhnisch zur Gruft hinüber.

»Kommt, wir sehen uns an, was von ihm übriggeblieben ist«, sagte Budd Mayo grinsend.

Nur er war davon überzeugt, daß es Murdock Vidor nicht mehr gab.

»Cecil! Brian! Meine Güte, was macht ihr denn für Gesichter? Eure Leichenbittermienen sind nicht angebracht! Wir haben soeben den größten Sieg unseres Lebens errungen!«

»Ich habe nicht gesehen, daß ihn die Sprenggeschosse zerfetzt haben«, sagte White.

»In tausend Stücke haben sie ihn zerlegt!« behauptete Mayo. »Komm mit, und sieh sie dir an!«

Auch Mayo lud seine Maschinenpistole nach, obwohl er dies nicht für nötig hielt. Es war mehr die Macht der Gewohnheit, die ihn dazu verleitete.

Gespannt näherten sie sich der Stelle, wo Murdock Vidor gestanden hatte. Der Boden war von den Füßen der Bestie aufgewühlt.

»Hier hat er seinen Veitstanz hingelegt«, sagte Mayo belustigt. »Und dann haben ihn unsere Kugeln in die Gruft zurückgeworfen.«

White war nicht erpicht darauf, nachzusehen, was aus dem Monster geworden war. Er hätte lieber sofort den Gottesacker verlassen, doch daran dachte Budd Mayo nicht.

Er wollte sehen, wie die Sprenggeschosse Murdock Vidor zugerichtet hatten.

»Niemand erteilt Budd Mayo Befehle!« sagte der Gangsterboß großspurig. »Niemand! Nicht einmal ein Kerl aus der Hölle!«

Sie stiegen drei schwarze Marmorstufen hinunter und betraten die finstere Gruft.

»Das hat er nun davon«, sagte Mayo. »Er hätte uns in Ruhe lassen und sich die drei Männer selbst holen sollen. Er machte einen tödlichen Fehler, als er uns für seine Sache einspannen wollte.«

Cecil Forrests Mißtrauen wuchs. Hätten sie nicht schon längst Blut sehen müssen? Irgend etwas stimmte da nicht.

Forrest konnte sich immer weniger Mayos Meinung anschließen, daß es ihnen gelungen war, die Bestie zu erledigen.

Sie gelangten in einen Raum, von dem sternförmig mehrere Gänge abgingen. Die Gruft war groß genug, um nicht nur eine Familie,

sondern ein ganzes Geschlecht aufzunehmen.
»Laß uns umkehren, Boß«, Sagte Forrest.
»Das ist eine sehr gute Idee«, raunte Brian White sofort.
»Ich will ihn sehen!« knirschte Mayo. »Ich will das Dreckschwein sehen!«
»Vielleicht hat er sich aufgelöst«, sagte White. »Mich würde es nicht wundern, wenn er auch dazu fähig wäre.«
Forrest riß ein Streichholz an, und im selben Moment traf ihn der Schock mit der Wucht eines Keulen-Schlages.
Er sah Murdock Vidor, und die Bestie war völlig unversehrt!

***

Tief in seinem Innern hatte er das befürchtet. Die Sprenggeschosse konnten dem Höllenwesen nichts anhaben. Solche Ungeheuer mußte man mit anderen Waffen bekämpfen. Mit welchen, das wußte Forrest allerdings nicht.
Sein Schrei alarmierte Budd Mayo und Brian White. Er wollte aus der Gruft stürmen, doch die Bestie streckte ihn mit einem kraftvollen Schlag nieder. Schwer benommen sah er, was weiter geschah.
Mayo wollte schießen, doch das Monster riß ihm die Maschinenpistole aus den Händen und schleuderte sie hinter sich.
Der Gangsterboß wich verstört zurück, als die Klauen des Scheusals ihn packen wollten. Er stolperte über Forrests Beine, und das rettete ihm wahrscheinlich das Leben, denn nun griff sich Murdock Vidor den Mann, der noch auf den Beinen war: Brian White.
Forrest entfernte sich von Vidor kriechend. Seine Hand zuckte zurück, als er etwas Weiches, Klebrig-Feuchtes berührte. Seine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt, und als White die MPi hämmern ließ, hellten Mündungsblitze das Innere der Gruft auf.
Starr vor Entsetzen blickte Cecil Forrest auf einen grauenvoll verstümmelten Menschen.
Es war Robin Quinn…
White kämpfte verzweifelt um sein Leben, doch Murdock Vidor kannte keine Gnade. Er entwaffnete den Mann zuerst und dann fügte er ihm gräßliche Bißwunden zu.
Es war das Schrecklichste, was Cecil Forrest je erlebt hatte.
Innerhalb weniger Augenblicke war Brian White nicht mehr zu identifizieren.
Vidor ließ den Leichnam fallen. Er knurrte schaurig, und Budd Mayo und Cecil Forrest dachten, daß es nun auch ihnen ans Leben gehen würde, aber sie irrten sich.
Murdock Vidor nahm menschliche Gestalt an und befahl Mayo und Forrest, aufzustehen. Sie gehorchten zitternd.
»Ich könnte euch ebenfalls töten«, sagte Vidor rauh. »Aber ich will

mich mit diesem einen Opfer begnügen. Mit dem Tod eures Freundes habe ich ein Exempel statuiert. Solltet ihr immer noch nicht bereit sein, meine Befehle auszuführen, werdet ihr so enden wie er!«

»Ich habe begriffen«, sagte Budd Mayo wie vor den Kopf geschlagen. »Wir werden tun, was du verlangst. Es war ein Fehler, dich zu unterschätzen. Von nun an kannst du dich auf uns verlassen.«

Murdock Vidor nahm diese Worte zufrieden nickend zur Kenntnis.

***

Am dritten Tag erschien Dr. Randolph Williams, der Chefarzt der Klinik, persönlich bei mir. Er war vierzig, sah aber aus wie höchstens zwanzig; ein überaus sympathischer Mensch, dem nichts von dem unnahbaren Weißen-Götter-Image anhaftete.

Man konnte mit ihm wie mit einem guten Freund reden.

»Nun«, sagte ich schmunzelnd. »Habt ihr alle eure Geräte an mir ausprobiert?«

»Wie fühlen Sie sich heute, Mr. Ballard?« fragte Dr. Williams.

»Großartig«, antwortete ich. »Das gefällt Ihnen nicht, wie?«

»Sie sind nicht hier, weil es Ihnen noch nie besser ging, Mr. Ballard«, sagte der Chefarzt, »sondern weil sich irgendein Krankheitsherd in Ihnen befindet.«

»Den Sie nicht finden können.«

»Sie müssen zugeben, daß wir uns die größte Mühe gegeben haben.«

»Ich bin für Sie und Ihre Kollegen ein medizinisches Rätsel, nicht wahr?«

»Nun, ich gestehe, es würde mir besser gefallen, wenn ich wüßte, woher Ihre merkwürdigen Zustände kommen. Die Symptome sind uns fremd, das erschwert natürlich die Diagnose. Organisch scheinen Sie völlig in Ordnung zu sein. Wenn so ein… Anfall kommt, haben Sie da Schmerzen?«

»Nein.«

»Und diese Blackouts kündigen sich auch nicht irgendwie an.«

»Sie treten ganz plötzlich und in sehr unregelmäßigen Abständen auf.«

Randolph Williams massierte nachdenklich sein Kinn. »Merkwürdig. Höchst merkwürdig.«

»Wie geht es nun weiter?« wollte ich wissen.

»Mein Ehrgeiz läßt nicht zu, daß ich aufgebe«, sagte Dr. Williams. »Wir werden einige Tests wiederholen. Heutzutage ist der Körper eines Menschen kein Geheimnis mehr für uns Mediziner. Wir können in die Patienten hineinsehen, ohne sie aufschneiden zu müssen.«

»Ich bin froh, daß ich in diesem Jahrhundert lebe«, sagte ich grinsend.

Der ganze Vormittag verging mit der Wiederholung der von Dr.

Williams angeordneten Tests. Die Ergebnisse waren dieselben. Ich war topfit und kerngesund, das eröffnete mir der Chefarzt nach dem Mittagessen.

Die Ursache für meine Anfälle ließ sich nicht eruieren, und der Weisheit letzter Schluß war, daß Randolph mir vorschlug, ich solle für den Rest der Woche zur Beobachtung dableiben.

»Was versprechen Sie sich davon?« fragte ich.

»Vielleicht haben wir Glück und Sie kriegen diesen Blackout bei uns wieder. Unter Umständen könnten wir dann herausfinden, wodurch er ausgelöst wurde.«

»Aber Sie sind nicht sicher.«

»In Ihrem Fall befinden wir uns auf medizinischem Neuland, Mr. Ballard. Wir haben keine Erfahrungswerte, auf die wir zurückgreifen können, deshalb können wir nichts mit Bestimmtheit feststellen.«

Ich wäre in der Klinik geblieben, aber mich hätte es allmählich krank gemacht zu wissen, daß Murdock Vidor irgendwo in der Stadt steckte und wahrscheinlich bald zuschlagen würde, während ich es mir im Krankenhaus gutgehen ließ, obwohl mir - das hatte mir Dr. Williams bestätigt - nichts fehlte.

»Ich werde nicht zur Beobachtung hierbleiben, Dr. Williams«, sagte ich entschieden.

»Sie nehmen uns damit die Möglichkeit, doch noch darauf zu kommen, was Ihnen fehlt, Mr. Ballard«, sagte der Chefarzt sichtlich enttäuscht. »Ich kann Sie natürlich nicht zurückhalten, muß Sie gehen lassen, wenn Sie gehen wollen, aber ich würde mir das an Ihrer Stelle noch einmal reiflich überlegen. Stellen Sie sich vor, Sie fahren mit dem Wagen, und dieses Unwohlsein überkommt Sie. Damit gefährden Sie nicht nur Ihr eigenes Leben, sondern unter Umständen auch das anderer Menschen.«

Ich konnte ihm nicht von Murdock Vidor erzählen, denn er hätte mir kein Wort geglaubt. Wahrscheinlich hätte er mich sofort in die psychiatrische Abteilung überweisen lassen.

Da ich etwas gegen Zimmer mit gepolsterten Wänden und Türen ohne Klinken habe, hielt ich den Mund und wiederholte nur, daß ich nicht zur Beobachtung bleiben würde.

Dr. Williams zuckte mit den Schultern. »Sie müssen wissen, was Sie tun, Mr. Ballard«, sagte er ernst.

»Ich stelle mich Ihnen und Ihrem Team noch einmal zur Verfügung, wenn es mir besser paßt«, sagte ich.

Damit gab sich Randolph Williams zufrieden.

Als mich Vicky Bonney zwei Stunden später besuchen wollte, empfing ich sie ausgehfertig. Ihre veilchenblauen Augen schauten mich groß an.

»Tony.«

Ich schmunzelte. »Da staunst du, was? Dr. Williams hat mir bescheinigt, daß es keinen gesünderen Menschen als mich gibt. Das heißt, daß du mich wieder mit nach Hause nehmen darfst.«

»Aber diese Zustände…«

»Vielleicht kehren sie nie mehr wieder.«

Wir suchten den Chefarzt in seinem Büro auf. Es war ein heller Raum. Neben dem Fenster stand ein Kunststoffskelett. Es erinnerte mich an die gefährlichen Shlaaks, diese Energiefresser mit den Schlangenfingern. Der Kampf gegen sie war nicht leicht gewesen.

Wir verabschiedeten uns von Dr. Williams. Er bat mich, bald wieder von mir hören zu lassen, und ich versprach es ihm in die Hand.

Dann verließ ich mit meiner hübschen, blonden Freundin die Klinik. Ich fühlte mich irgendwie neu geboren, als ich aus dem Krankenhaus trat, aber so sollte es nicht lange bleiben…

***

Die Maschinenpistolen, mit normaler Munition geladen, lagen auf den Rücksitzen unter einer Decke.

Budd Mayo und Cecil Forrest standen noch unter dem lähmenden Eindruck des gräßlichen Erlebnisses von der vergangenen Nacht. Brian White hatte es gebüßt, daß sie Murdock Vidor angriffen. Jeden von ihnen hätte es treffen können, und sie waren heilfroh, daß ihnen dieses schreckliche Schicksal erspart blieb. Sie hatten begriffen, daß sie keine Wahl hatten.

Sie konnten nur entweder gehorchen - oder sterben.

Aber auf was für eine Weise…

Budd Mayo hatte beschlossen, als ersten Tony Ballard zu Murdock Vidor zu bringen. Sie wußten schon seit gestern, daß sich Ballard nicht in seinem Haus in der Chichester Road befand, sondern in einer bekannten Klinik zu finden war.

Und da wollten sie ihn heute rausholen.

Sicherheitshalber machten sie jedoch einen Abstecher nach Paddington, um sich davon zu überzeugen, daß Tony Ballard in der Zwischenzeit nicht nach Hause gegangen war.

Ihre Recherchen hatten ergeben, daß Ballard eine Freundin namens Vicky Bonney hatte, und als diese das Haus Nummer 22 in der Chichester Road verließ, folgten ihr die Gangster.

Das blonde Mädchen parkte den weißen Peugeot vor dem Krankenhaus.

»Sie besucht Ballard«, stellte Budd Mayo fest.

Der Wagen, in dem die Gangster saßen, stand ebenfalls auf dem Krankenhausparkplatz.

»Wie gehen wir vor, Boß?« wollte Cecil Forrest wissen.

»Auch wir werden Tony Ballard besuchen«, bemerkte Budd Mayo.

»Darüber wird er sich riesig freuen.«
»Tja, wir sind eben beliebt. Wir gehen rein in sein Zimmer, zeigen ihm unsere Kugelspritzen und fordern ihn höflich auf, mitzukommen.«
»Angenommen, er weigert sich.«
»Doch nicht, wenn er zwei UZIs auf sich gerichtet sieht.«
»Er könnte so verrückt sein, Boß.«
»Dann kriegt er eins über die Rübe, und wir schleifen ihn raus.«
»Und das Mädchen?«
»Die schlagen wir gleich beim Eintreten nieder.«
»Mit der würde ich gern was anderes machen.«
»Denk an Murdock Vidor, dann vergeht dir sofort die Lust«, brummte Budd Mayo.
Er schickte Forrest los, damit er auskundschaftete, wo Tony Ballard lag.
Als Cecil Forrest zurückkam, wußten sie es, aber es war nicht mehr wichtig, denn soeben verließen zwei Personen das Krankenhaus. Ein Mädchen und ein Mann.
Vicky Bonney und… Tony Ballard!

***

»Schlüssel«, sagte ich, und Vicky Bonney warf sie mir zu.
Ich schloß den Peugeot auf und ließ meine Freundin einsteigen. Dann schwang ich mich hinter das Steuer und war froh, nach drei Tagen Nichtstun dem Alltag wiedergegeben worden zu sein.
Es gibt Menschen, die können ein Leben lang auf der faulen Haut liegen. Ich gehöre nicht zu dieser Sorte, ich bin einer von den Rastlosen. Es ist eine Strafe für mich, nichts tun zu können. Glücklicherweise hatte ich die drei Tage hinter mir, und ich war bereits voller Pläne.
Gemeinsam mit Mr. Silver, Professor Hale, Chao Kai - und vielleicht auch mit Boram und den Mitgliedern des »Weißen Kreises« - wollte ich Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um Murdock Vidor zu finden.
Wenn es uns gelang, ihn in seinem Versteck aufzustöbern, würden wir ihn einkreisen und mit vereinten Kräften zur Strecke bringen.
Vicky lächelte mich an. »Schön, dich wiederzuhaben, Tony.«
»Und das in alter Frische«, sagte ich und startete den Motor. »Nehmen wir irgendwo einen Drink?«
»Einverstanden.«
Ich kuppelte aus und schaltete. Langsam rollte der Wagen an, doch im nächsten Moment spannte sich meine Kopfhaut.
Ich sah zwei Männer. Sie traten zwischen den parkenden Fahrzeugen hervor und hielten Maschinenpistolen in den Händen. Obwohl ich sie nicht kannte, und obwohl es nicht mein Job war, Verbrecher zu jagen,

stand für mich fest, daß es die Kerle auf mich abgesehen hatten.

»Vorsicht, Vicky!« schrie ich und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. »Kopf runter!«

Der Motor heulte auf. 110 PS stießen den weißen Wagen auf die Gangster zu, die wohl dachten, das bloße Zeigen ihrer MPis würde reichen, um mich zum Anhalten zu veranlassen.

Jetzt sprangen sie nach links und nach rechts weg und feuerten. Ich sah das Wetterleuchten der Mündungsblitze und zog ebenfalls den Kopf ein, so gut es ging.

Die Kugeln zertrümmerten beide Scheinwerfer, hieben unter die Motorhaube und hackten Löcher in die getönte Frontscheibe aus Verbundglas. Es gab einen gewaltigen Ruck in der Lenkung der mir das Volant aus den Fingern riß.

Blitzschnell packte ich wieder zu, aber der Kurs ließ sich nicht korrigieren, denn die Lenkung reagierte nicht mehr.

Der Peugeot schoß an den Verbrechern vorbei, krachte gegen zwei Autos, stellte sich quer und überschlug sich. Die Welt stand Kopf!

Auf dem Dach drehte sich der Peugeot zweimal herum, ehe er von einer Backsteinmauer unsanft gestoppt wurde. Um mich herum kreischte und knackte das Blech, während die Windschutz- und die Heckscheibe davonflogen und Vicky Bonney neben mir stöhnte.

Der Aufprall riß meinen Kopf zur Seite. Ich stieß irgendwo dagegen und war schwer benommen. Aber ich nahm wahr, daß der Treibstoff blubbernd auslief und sich entzündete.

Flammen schlugen hoch und leckten in den Wagen. Ich spürte die Hitze und wollte Vicky Bonney helfen, aber das ließen die Gangster nicht zu. Sie rissen die Tür auf meiner Seite auf.

Ich trat und schlug nach ihnen, aber sie machten kurzen Prozeß mit mir. Einer der beiden stieß mir den Kolben seiner Maschinenpistole hart gegen die Stirn, und ich verlor das Bewußtsein.

***

Die Schnittwunden bluteten stark und brannten höllisch.

Vicky Bonney biß die Zähne zusammen. Das rasend schnell um sich greifende Feuer versetzte sie *in* Panik. Sie war keines klaren Gedankens fähig, sah nur, daß sie allein im Peugeot war und schnellstens raus mußte.

Die Hitze nahm ihr den Atem.

Verzweifelt warf sie sich gegen die Tür, doch die klemmte und ließ sich nicht öffnen, deshalb kurbelte sie das Seitenfenster herunter. In fieberhafter Hast schob sie sich auf dem Bauch aus dem brennenden Fahrzeug.

Das Feuer ließ die Luft wabern.

Andere Mädchen hätte der Schock umgeworfen. Vicky Bonney hielt

er auf den Beinen. Sie sah, wie Tony Ballard fortgeschleift wurde und rannte ins Krankenhaus zurück.

Draußen zerfetzte eine donnernde Explosion den Peugeot. Wrackteile wurden hochgewirbelt und flogen in weitem Bogen über den Parkplatz. Fensterscheiben gingen zu Bruch.

Vicky Bonney stürzte auf die Schwester in der Aufnahme zu. »Überfall! Man hat Tony Ballard entführt! Verständigen Sie die Polizei! Schnell!«

Ihr Kleid war zerrissen, und Blut tropfte von ihrer Hand auf den Boden. Sie merkte es nicht. Eine Krankenschwester und ein Helfer nahmen sich ihrer an. Sie führten sie zu einer fahrbaren Bahre.

Vicky wehrte sich. Sie wollte sich nicht darauf legen. Mit sanfter Gewalt drückten sie sie nieder.

»Beruhigen sie sich«, sagte der Helfer. »Machen Sie sich keine Sorgen, es wird alles erledigt, was getan werden muß.«

Die Aufnahmeschwester wußte, daß Tony Ballard ein Patient war, der dem Chefarzt besonders am Herzen lag, deshalb rief sie Dr. Randolph Williams unverzüglich an.

Der Chefarzt hatte den Knall gehört, und nun erfuhr er, was passiert war.

»Ich komme sofort runter!« sagte er und legte auf.

Die Schwester drückte nur kurz auf die Gabel, dann wählte sie den Polizeinotruf, während Krankenhausangestellte mit Feuerlöschern den Brand auf dem Parkplatz bekämpften.

Dr. Williams erschien in der Aufnahme, und jetzt erst spürte Vicky Bonney die Auswirkungen des Schocks. Ein leiser Seufzer kam über ihre Lippen, und dann verlor sie das Bewußtsein.

***

Es dröhnte in meinem Kopf und es fiel mir schwer, die Augen zu öffnen. Die Lider schienen aus Blei zu bestehen, und mein Mund und die Kehle waren schmerzhaft trocken. So dreckig wie in diesem Augenblick war es mir schon lange nicht mehr gegangen.

Ich bekam allmählich mit, daß ich mich im Fond eines fahrenden Wagens befand. Mein Peugeot konnte es nicht sein, der war hinüber, soviel hatte ich behalten.

Und mir fiel auch wieder ein, daß ich Vicky Bonney aus dem brennenden Auto retten wollte.

Eine Eishand legte sich um mein Herz und drückte zu. Vicky!

Lebte sie noch? Hatte sie selbst den Peugeot verlassen können? Oder war sie in den Flammen… umgekommen?

Ich stöhnte auf.

Das hörte einer der beiden Gangster und wandte sich zu mir um. Ich setzte mich auf und bemerkte jetzt erst, daß sie mir die Hände

zusammengebunden hatten. Das Gesicht des Mannes war mal scharf, dann wieder unscharf. Der Niederschlag machte mir noch zu schaffen. Ich hatte Schwierigkeiten, mich zu konzentrieren. Mir war schlecht, und ich hatte ständig das Gefühl, noch einmal das Bewußtsein zu verlieren.

»Wer seid ihr?« fragte ich. »Warum tut ihr das?«

Jedes Wort peinigte mich. Meine Stimme klang so fremd, daß ich sie selbst nicht erkannte.

»Wir hätten dich in Ruhe gelassen, wenn es möglich gewesen wäre, Schnüffler«, sagte der Beifahrer.

Später sollte ich erfahren, daß er Budd Mayo hieß, und daß der Name des Fahrers Cecil Forrest war.

»Du bist mir nicht ins Gehege gekommen«, sagte der Gangsterboß. »Folglich hätte ich keine Veranlassung gehabt, dich zu kidnappen.«

»Warum hast du es doch getan?« wollte ich wissen.

»Du hast einen verdammt gefährlichen Feind, Ballard.«

Ich dachte, er meinte Professor Mortimer Kuli, aber das war die falsche Fährte, denn er nannte einen Namen, der mir fast noch mehr verhaßt war: Murdock Vidor.

»Ihr arbeitet für Vidor?« fragte ich überrascht.

»Gezwungenermaßen«, knurrte Budd Mayo und erzählte mir, wie er zu dieser Ehre gekommen war.

Vidor hatte das geschickt inszeniert. Er ließ andere die grobe Arbeit tun und setzte erst später selbst den Schlußpunkt. Mayo erwähnte, wie er sich dem Befehl der Bestie zu widersetzen versucht hatte, und ich erfuhr, auf welche grauenvolle Weise einer seiner Männer dabei ums Leben gekommen war.

Ich hörte, wo sich Murdock Vidor versteckt hielt, und hätte viel darum gegeben, meine Freunde davon in Kenntnis zu setzen, aber ich war der Gefangene dieser Verbrecher.

Ich forderte sie auf, mich freizulassen.

Budd Mayo hatte nur ein mitleidiges Lächeln für mich. »Du hältst uns wohl für ausgemachte Idioten, Ballard. Es gibt mehrere Gründe, weshalb wir dich nicht freilassen können. Einer davon ist, daß wir uns von dir nicht in die Pfanne hauen lassen.«

»Diesbezüglich könnten wir uns arrangieren«, sagte ich schnell.

»Ausgeschlossen. Der Hauptgrund ist nämlich Murdock Vidor.«

»Nennt einen Betrag; ich werde ihn in jeder Höhe akzeptieren.«

Mayo zog die Mundwinkel nach unten. »Geld. Was ist schon Geld, wenn man tot ist? Ich weiß nicht, womit du dir Vidors Haß zugezogen hast, und ich begreife immer noch nicht, wie es einen Kerl wie ihn geben kann. Ich versuche auch gar nicht mehr, nach einer Erklärung zu suchen. Ich finde mich einfach damit ab, daß es diesen Höllenbastard gibt und daß ich ihm gehorchen muß, wenn ich am

Leben bleiben möchte. Nachdem wir dich abgeliefert haben, holen wir uns Bernard Hale und den Chinesen - und dann vergessen wir den ganzen Mist.«

»Denkst du im Ernst, Vidor läßt euch ungeschoren?« fragte ich.

»Wenn wir ihm dich, Hale und Chao Kai verschafft haben, ist er uns zu Dank verpflichtet.«

»Dank«, sagte ich, und ich hätte beinahe gelacht. »Das ist ein Wort, das Murdock Vidor nicht kennt. Er wird euch genauso töten wie mich, den Professor und seinen Schüler.«

»Das ist eine Annahme von dir, die nicht stimmen muß.«

»Ich kenne Murdock Vidor. Ich hatte schon mal mit ihm zu tun.«

»Erstaunlich, daß du das überlebt hast.«

»Hört zu, ihr laßt mich frei, geht in Deckung und überlaßt Vidor meinen Freunden und mir.«

Budd Mayo grinste schief. »Sehen wir so bescheuert aus, daß du denkst, so etwas von uns verlangen zu können? Vidor würde euch kaltmachen und sich anschließend an uns vergreifen. Vielen Dank, darauf können wir verzichten.«

Ich bot meine ganze Überredungskunst auf, um freizukommen, doch ich sprach zu tauben Ohren.

Verflucht noch mal, endlich wußte ich, wo Vidor steckte, und konnte mit diesem Wissen nichts anfangen.

***

Vicky Bonneys Verletzungen sahen schlimmer aus, als sie tatsächlich waren. Die Schnittwunden brauchten nicht einmal genäht zu werden. Dr. Williams reinigte die Schnitte und versah sie mit flüssigem Pflaster.

Eine rasche und dennoch gründliche Untersuchung ergab, daß das Mädchen soweit okay war. Sie hatte keine inneren Verletzungen erlitten, und die Ohnmacht dauerte nicht mehr lange.

Als Vicky die Augen aufschlug, galt ihre erste Frage Tony.

Der Chefarzt gab ausweichende Antworten, und er erlaubte den Polizeibeamten, die inzwischen eingetroffen waren, nur ein Gespräch, das in seinem Beisein geführt werden mußte und nicht länger als fünf Minuten dauern durfte.

Die Beamten ließen sich den Tathergang schildern und baten Vicky anschließend, die Täter zu beschreiben. Für gewöhnlich hatte Vicky Bonney eine ganz ausgezeichnete Beobachtungsgabe und ein hervorragendes Personengedächtnis, aber wenn sie sich an die Gangster zu erinnern versuchte, sah sie nur zwei Männer ohne Gesicht.

»Die Erinnerung wird wiederkommen«, sagte Dr. Williams. »Vielleicht morgen oder übermorgen - oder in ein paar Tagen. Die

Patientin hat einen schweren Schock erlitten.«

Weitere Fragen ließ der Chefarzt nicht mehr zu.

»Die fünf Minuten sind um«, sagte er und bat die Polizeibeamten, zu gehen.

Widerstrebend kamen die Männer seiner Aufforderung nach.

Vicky Bonney weinte.

»Haben Sie Kopfschmerzen?« fragte Dr. Williams. »Soll ich Ihnen eine Spritze geben?«

Vicky schüttelte den Kopf. »Mir tut nichts weh, Dr. Williams.«

»Warum weinen Sie?«

»Weil ich Angst um Tony habe.«

***

Sie behandelten mich recht unsanft. Ich mußte zwischen ihnen gehen, und wenn ich nicht schnell genug ging, stießen sie mich vorwärts.

Wir schritten durch den Schatten hoher alter Bäume, und ich überlegte mir, welche Chancen ich gehabt hätte, wenn ich jetzt davongerannt wäre. Nach wie vor waren meine Hände gefesselt. Ich wäre beim Laufen gehandikapt gewesen. Die Verbrecher hätten mich sehr bald eingeholt.

Ihre Maschinenpistolen hatten sie im Wagen gelassen, aber ich sah Beulen unter ihrem Jackett und wußte, daß sie noch Revolver hatten.

»Schneller, Ballard! Nun geh schon!« knurrte Budd Mayo.

»Ihr wollt euch wohl bei Vidor beliebt machen«, sagte ich, als Mayo mir einen Stoß versetzte, der mich beinahe aus dem Gleichgewicht gebracht hätte.

»Halt keine Volksreden, Schnüffler, und geh nicht so lahm wie ein Hundertjähriger.«

»Vergiß nicht, ich komme eben aus dem Krankenhaus und habe außerdem einen Unfall mit dem Wagen hinter mir.«

»Uninteressant«, sagte Mayo, und diesmal bekam ich den Stoß von Forrest.

Ich versuchte mir einzureden, daß es Vicky geschafft hatte. Ich mußte das tun, um nicht überzuschnappen.

Bei dem Gedanken, daß ich keine einzige Waffe bei mir hatte, die ich wirkungsvoll gegen Murdock Vidor hätte einsetzen können, rieselte es mir eiskalt über den Rücken.

Wer begibt sich schon bis an die Zähne bewaffnet ins Krankenhaus, um sich untersuchen zu lassen? Der Colt Diamondback, die silbernen Wurfsterne, der magische Flammenwerfer und der Dämonendiskus lagen in meinem Haus.

Die magische Streitaxt hatte sich im Kofferraum des Peugeot befunden, und es war zu befürchten, daß ich sie verloren hatte.

Unbewaffnet und gefesselt befand ich mich auf dem Weg zu Murdock Vidor.

Jetzt konnte ich die Empfindungen eines Mannes nachvollziehen, der unschuldig zum Tod verurteilt worden war und sich auf dem Weg zum Schafott befand. Aber es gab einen Unterschied.

Murdock Vidor war schlimmer als das Schafott!

In der Nähe der Gruft stieß Cecil Forrest plötzlich einen überraschten Laut aus, und dann lachte er nervös. Er bückte sich und hob ein Banknotenbündel auf.

Budd Mayo nahm es ihm aus der Hand und steckte es ein.

Wenig später stießen mich die Verbrecher die drei glänzenden schwarzen Marmorstufen hinunter, und ich betrat als erster die unheimliche, düstere Gruft. Der süßliche Geruch von Blut stieg mir in die Nase, und ich entdeckte zwei Leichen.

»Wer ist der andere?« fragte ich.

»Keine Ahnung«, sagte Cecil Forrest. »Der war schon hier, als wir die Gruft betraten.«

Mein Blick stach in die sternförmig angelegten kurzen Gänge. Vidor schien nicht hier zu sein, aber bevor ich deswegen aufatmen konnte, knarrte irgendwo laut und gespenstisch eine Tür.

Mein Herz schlug schneller. Ich vernahm Schritte, und dann sah ich meinen Todfeind wieder. Noch einmal lief vor meinem geistigen Auge der erbitterte Kampf ab, den ich diesem starken Monster geliefert hatte.

Damals war ich noch im Besitz meines magischen Ringes gewesen, den mir inzwischen ein Dieb gestohlen hatte.

Vieles war zwischen damals und heute passiert. Die Ereignisse hatten meine Erinnerung an Murdock Vidor zugedeckt. Ich hatte nicht damit gerechnet, die Bestie vom Todesmoor noch einmal zu sehen.

So kann man sich irren.

Ich sah Murdock Vidor nicht nur wieder, ich war ihm sogar rettungslos ausgeliefert.

Er trat mir als Mensch entgegen, aber ich wußte, wie grauenerregend er als Ungeheuer aussah, und mir war klar, daß er sich von einer Sekunde zur anderen in diese reißende Bestie verwandeln konnte.

In diesem Fall führte Murdock Vidor souverän die Regie. Er hielt die straffen Zügel fest in seinen Händen. Budd Mayo und Cecil Forrest hatten soviel Angst vor ihm, daß sie sich wie Marionetten führen ließen.

Es gab wohl keinen Befehl mehr, den sie nicht ausgeführt hätten, um die eigene Haut zu retten. Ich hatte es ihnen gesagt, aber sie glaubten mir nicht: Niemals würde Murdock Vidor sie ungeschoren lassen. Wenn sie getan hatten, was er von ihnen verlangte, würden sie vielleicht sogar noch vor Bernard Hale und Chao Kai sterben. Ja,

vielleicht sogar noch vor mir.

Triumph glitzerte in Vidors Augen, als er vor mir stehenblieb. Er blickte auf meine Fesseln und lachte höhnisch.

»Wer zuletzt lacht, lacht am besten, Ballard«, sagte die Bestie.

»Sehr richtig«, entgegnete ich grimmig. »Es ist noch nicht entschieden, wer das sein wird.«

Er schlug mir den Handrücken ins Gesicht. Ich fiel gegen Cecil Forrest, der mich dem Höllenwesen wieder entgegenstieß.

Es funkelte grausam in Vidors Augen. Einen Moment dächte ich, er würde sich verwandeln und mich töten, aber dann beherrschte er sich und knurrte: »Du wirst sterben, Tony Ballard. Aber du wirst nicht allein sein. Bernard Hale und Chao Kai werden dir Gesellschaft leisten. Ich werde mit euch ein großes Blutfest feiern.« Er wandte sich an Mayo und Forrest. »Geht und bringt mir den Professor und seinen Schüler!«

***

Vicky Bonney bat den Chefarzt, Mr. Silver zu benachrichtigen.

Als der Ex-Dämon erfuhr, daß MPi-Gangster Tony Ballard entführt hatten, drosch er die Faust zornig auf den Tisch. Bernard Hale und Chao Kai sahen ihn gespannt an.

Der Hüne teilte ihnen mit, was er am Telefon soeben erfahren hatte, und Professor Hale schüttelte verwirrt den Kopf.

»Welchen Grund sollten Verbrecher haben, Tony Ballard zu kidnappen? Das kann sich doch nur um einen Irrtum handeln.«

»Muß nicht sein«, sagte Chao Kai. »Vielleicht ist den Gangstern bekannt, daß Tony mit dem reichen Industriellen Tucker Peckinpah befreundet ist. Kann sein, daß die Kerle Peckinpah zur Kasse bitten wollen.«

»Aber Peckinpah ist verschwunden«, sagte Hale.

»*Das* scheinen die Verbrecher nicht zu wissen«, meinte der Chinese.

»Also ich glaube, daß Murdock Vidor hinter dieser Entführung steckt«, sagte Mr. Silver. »Und ich könnte mir sehr gut vorstellen, daß die Gangster in Kürze hier aufkreuzen werden. Vidor denkt, es besonders schlau anzustellen. Vielleicht weiß er von der weißmagischen Sicherung Ihres Hauses. Ihn kann sie abhalten, aber auf Menschen hat sie keine Wirkung.«

»Diese Überlegung hat etwas für sich«, gab der PSI-Professor zu.

Der Ex-Dämon ging unruhig auf und ab. Irgend etwas schien ihn noch zu bedrücken. Es war nicht nur die Entführung, die ihn nervös machte.

»Woran denken Sie, Mr. Silver?« fragte Professor Hale.

»An Vicky Bonney.«

»Sie wären jetzt gern bei ihr.«

»Ja, ich würde mich gern ihrer annehmen. Ich könnte sie mit meiner Magie soweit stärken, daß sie nicht im Krankenhaus zu bleiben braucht, aber ich kann Sie nicht allein lassen.«

»Ich bestehe darauf, daß Sie sich um Vicky kümmern«, sagte Bernard Hale.

Der Hüne hatte eine Idee. »Ich werde Boram bitten, mich hier zu vertreten. Er hat im Moment ohnedies nichts zu tun.«

Mr. Silver rief zu Hause an. Roxane meldete sich. Er sagte ihr nicht, was mit Tony und Vicky passiert war, weil er nicht wollte, daß sich Arma darüber freute.

»Gib mir Boram!« verlangte er.

Augenblicke später vernahm er die Stimme des Nessel-Vampirs. Er informierte ihn kurz, sagte, er solle mit Roxane nicht darüber sprechen und forderte ihn auf, zu Bernard Hale zu kommen.

Zwanzig Minuten nach dem Telefonat traf der weiße Vampir ein.

»Wenn dem Professor oder Chao Kai etwas zustößt, drehe ich dir den Nebelkragen um!« drohte Mr. Silver.

Ein Taxi brachte ihn zur Klinik. Er sah die Trümmer von Tony Ballards Peugeot. Ein verkohltes Wrack. Tony würde sich einen neuen Wagen zulegen müssen. An diesem da war nichts mehr zu reparieren.

Dr. Williams wollte den Ex-Dämon nicht zu Vicky Bonney lassen, aber wenn Mr. Silver etwas will, erreicht er das auch.

Bleich und unglücklich sah ihn Vicky Bonney an. Eine kalte Wut packte ihn, als er sie so daliegen sah.

»Ich bin gekommen, um dich heimzuholen«, sagte er sanft.

Vicky schüttelte matt den Kopf. »Laß mich hier, Silver, ich bin zu schwach, um nach Hause zu gehen.«

»Das werde ich ändern«, sagte der Ex-Dämon.

»Ich bin bei Dr. Williams gut aufgehoben. Kümmere dich lieber um Tony.« Die Augen des Mädchens füllten sich mit Tränen.

Der Hüne trat an ihr Bett und streichelte sie. »Nicht weinen, Vicky. Hab keine Angst um Tony, ich bringe ihn dir wohlbehalten wieder.«

»Aber… du weißt nicht, wohin ihn diese Verbrecher gebracht haben.«

»Ich bin sicher, er ist jetzt bei Murdock Vidor.«

Vicky zuckte heftig zusammen. Sie blickte den Ex-Dämon entsetzt an. »Dann… verliert er vielleicht in diesem Moment sein Leben.«

»Ich glaube, Vidor wird seinen Triumph voll auskosten, das entspricht seiner Wesensart Wenn ich ihn richtig einschätze, wird er Tony als letzten töten wollen, damit er dabei zusehen muß, wie es Bernard Hale und Chao Kai ans Leben geht. Und den Professor und seinen Schüler hat Vidor noch nicht.«

Vicky erschrak noch einmal. »Du bist hier. Hale und Chao Kai sind ohne Schutz.«

Der Hüne lächelte. »Ich habe ihnen Boram dagelassen. Der weiße Vampir wird sie ebenso gut beschützen, wie ich. Und nun sei still. Keine weiteren Aufregungen mehr. Versuche dich zu entspannen und zu neuen Kräften zu kommen. Ich werde dir dabei helfen.«

Der Ex-Dämon beugte sich über das Mädchen. Auf seinen Händen entstand ein silbriges Flirren, ein weißmagisches Kraftfeld baute sich auf, und als Mr. Silver Vicky Bonneys Kopf mit seinen großen Händen umschloß, spürte sie kräftigende Ströme in sich einfließen.

Die Wirkung des Schocks verflüchtigte sich, und schon nach kurzer Zeit fühlte sich das blonde Mädchen besser. Sie war nicht mehr so matt, sah vitaler aus, und ihr Gesicht bekam Farbe.

Als der Ex-Dämon seine Hände fortnahm, war wieder Glanz in Vickys blauen Augen.

»Bist du genug gestärkt?« fragte der Hüne.

»Ja«, antwortete Vicky Bonney. »Ich würde jetzt doch gern nach Hause gehen.«

Der Ex-Dämon lächelte. »Das läßt sich machen. Ich werde das mit dem Chefarzt besprechen. Mach dich inzwischen fertig.«

Dr. Williams war natürlich strikt dagegen. Ausgeschlossen, sagte er, er könne die Patientin nicht gehen lassen, das wäre unverantwortlich.

Mr. Silver ließ sich auf keine lange Debatte ein, sondern machte den Vorschlag, Williams solle sich die Patientin noch einmal ansehen und dann entscheiden. Diese Entscheidung wollte Mr. Silver dann akzeptieren.

Randolph Williams hielt es beinahe für ein Wunder, als er sah, wie rasch sich Vicky erholt hatte. So etwas hatte es während seiner langjährigen Tätigkeit in diesem Krankenhaus noch nie gegeben.

Er hatte keinen Grund, Vicky Bonney in der Klinik zu behalten, meinte aber, sie solle sich in den nächsten Tagen auf jeden Fall schonen. Das konnte ihm Vicky reinen Gewissens versprechen. Sie hatte nicht die Absicht, irgendwelche Gewalttaten zu begehen.

Sie dankte dem Arzt für seine Hilfe und verließ wenig später mit Mr. Silver die Klinik. Mit ihren Gedanken war sie bei Tony Ballard.

***

Sie warteten bis zum Einbruch der Dämmerung, dann wurden sie aktiv. Lautlos pirschten sie sich an das Haus des PSI-Professors heran und suchten nach einer Möglichkeit, unbemerkt hineinzugelangen.

An der Rückfront des Gebäudes rammte Cecil Forrest zweimal den Schuhabsatz gegen das Drahtglas des Kellerfensters. Der dünne Blechriegel brach, und Mayo und Forrest schlüpften durch die rechteckige Öffnung.

Wieder hatten sie die Maschinenpistolen bei sich. Sie glaubten nicht, daß sie sie gegen den Professor und seinen Schüler einsetzen mußten.

Die MPis würden die beiden so sehr einschüchtern, daß sie es nicht wagten, irgend etwas gegen die Eindringlinge zu unternehmen.

Forrest stieß gegen ein altes Fahrrad.

»Paß doch auf!« sagte Budd Mayo ärgerlich.

Das Rad wäre umgefallen, wenn Forrest es nicht mit einem schnellen Griff verhindert hätte.

Sie begaben sich zur Kellertreppe. Budd Mayo drängte Forrest zurück und stieg als erster die Stufen hoch. Oben angelangt, öffnete er behutsam die Tür und vernahm Stimmen.

Die Opfer waren arglos. Mayo nickte zufrieden.

Er drückte die Tür so weit auf, daß er weitergehen konnte.

Im Living-room sahen sie Hale und den Chinesen. Der Professor saß beim offenen Kamin, Chao Kai lehnte daneben an der Wand. Mayo und Forrest traten ein, die Waffen in Anschlag.

»Keine Bewegung!« schnarrte Budd Mayo.

Chao Kai erstarrte. Bernard Hales Kopf ruckte herum. Er sah die Verbrecher zornig an.

»Aufstehen!« befahl Mayo dem PSI-Professor.

Langsam gehorchte Bernard Hale.

»Wir machen jetzt eine kleine Fahrt!« sagte Mayo. »Es gibt da nämlich jemanden, der Sehnsucht nach euch hat.«

»Murdock Vidor!« sagte Bernard Hale mit schmalen Augen. »Ihr habt Tony Ballard bei ihm abgeliefert.«

Budd Mayo grinste. »Die Rohrpost funktioniert ausgezeichnet. Ich schlage vor, wir halten uns nicht lange mit fruchtloser Konversation auf, sondern gehen gleich.«

»Wo befindet sich Vidor?« wollte der Professor wissen.

»Das sehen Sie in Kürze«, sagte Mayo und wedelte mit der UZI. »Abmarsch!«

Beiden Gangster fiel die graue, lautlose Nebelgestalt nicht auf, die hinter ihnen den Raum betrat.

Bernard Hale und Chao Kai sahen den weißen Vampir jedoch und wußten, daß sie sich keine Sorgen zu machen brauchten. Boram, der keinen Körper hatte und aus gefährlichem Nesselgift bestand, würde keine Schwierigkeiten haben, diesen Verbrechern das Handwerk zu legen.

Der Nessel-Vampir stand einen Schritt hinter Cecil Forrest.

Er griff nach dem Nacken des Gangsters.

Kontakt!

Forrest brüllte wie auf der Folter, denn das Nesselgift brannte nicht nur höllisch, es entzog dem Mann gleichzeitig auch Kraft.

Budd Mayo glaubte, sein Begleiter hätte den Verstand verloren. Forrest hörte nicht auf zu brüllen. Mayo wandte sich mit geweiteten Augen ihm zu und erblickte den weißen Vampir, dessen Hand immer

noch Forrests Genick umklammert hielt.

Der Gangsterboß zweifelte abermals an seinem Geisteszustand. Er hatte immer noch nicht verkraftet, daß Vidor ein Höllenwesen war, und nun sah er diese Nebelgestalt.

Forrests Gesicht war schmerzverzerrt. Er ließ die UZI fallen, röchelte und fiel auf die Knie. Mayos Verstand hakte aus. Er zog den Stecher durch und jagte eine Garbe aus dem Lauf, doch die Kugeln sausten wirkungslos durch den weißen Vampir und trommelten gegen die offene Tür.

Geschwächt und von rasenden Schmerzen gepeinigt, heulte Cecil Forrest.

Budd Mayo kümmerte sich nicht um ihn, der sollte selbst sehen, wo er blieb. Da die Kugeln Boram nichts anhaben konnten, feuerte Mayo nicht einmal, sondern ergriff die Flucht.

Mit weiten Sätzen jagte er durch das Wohnzimmer, und nun wurde Chao Kai aktiv. Er stürzte sich auf den Gangsterboß und zeigte, wie meisterhaft er die asiatische Kampftechnik beherrschte.

Chao Kai deckte Budd Mayo mit Tritten, Schlägen und Stößen ein. Mit einem präzisen Handkantenschlag entwaffnte der Chinese den Mann, und ein rasant angesetzter Hüftwurf beförderte Mayo auf den Boden.

Blitzschnell griff sich Chao Kai die UZI und drückte sie dem Gangsterboß gegen den Hals.

»Keine Bewegung!« sagte jetzt er, und Mayo rührte sich nicht.

»Wo ist Vidor?« fragte Bernard Hale den Gangsterboß noch einmal. Er war neben seinen Schüler getreten.

Mayo preßte die Lippen fest zusammen und gab keine Antwort.

»Ich mache das«, sagte Boram, der Forrest so sehr geschwächt hatte, daß dieser sich geschlagen gab.

Der Nessel-Vampir begab sich zu Mayo. Chao Kai und Bernard Hale traten zurück. Sie überließen den Mann der grauen Nebelgestalt, und was Boram mit Budd Mayo anstellte, war schlimmer und schmerzhafter als alles, was der Gangsterboß jemals erlebt hatte. Er merkte, wie schwach und schwächer er wurde.

Diese Tortur hielt er nicht lange durch. Boram brach seinen Widerstand im Handumdrehen, und als ihn Bernard Hale zum drittenmal fragte, wo sich Murdock Vidor befinde, sagte er es ihm.

***

Wenn Vidor mich nicht beobachtete, versuchte ich mich von den Fesseln zu befreien, doch die Bestie ließ mir nie lange Zeit genug dafür. Die Dämmerung hatte sich wie ein schäbiges graues Tuch auf den alten Friedhof gelegt, und in der Gruft wurde es kälter und düsterer.

»Den morgigen Sonnenaufgang erlebst du nicht, Ballard«, behauptete Murdock Vidor. Er lachte höhnisch. »Wie gefällt dir das?«
»Was hast du mit den Verbrechern vor?« fragte ich.
Vidor grinste. »Ich wette, du weißt es.«
»Du wirst sie töten.«
»Sehr richtig. Mit ihnen mache ich den Anfang. Dann nehme ich mir den Chinesen vor, und nachdem ich Bernard Hale zerrissen habe, bist du an der Reihe.«
Grauenvolle Aussichten. Ich konnte nur hoffen, daß die Gangster an Mr. Silver, der Hale und Chao Kai bewachte, scheiterten. Dann blieben wenigstens die beiden verschont.
»Diesmal wird Atax mit mir zufrieden sein«, tönte Murdock Vidor.
»Es scheint dir sehr viel daran zu liegen, ihm zu gefallen«, sagte ich.
»Ja, denn er hat vor, mich zu seinem Verbündeten zu machen. Bald wird man überall in den Dimensionen des Grauens meinen Namen kennen. Atax plant, die Feinde des Lichts zu organisieren. Er wird sie befehligen, und ich werde an seiner Seite stehen.«
Mir gefiel nicht, was ich da hörte, aber konnte ich noch irgend etwas tun? Meine Minuten waren gezählt. Es befanden sich nur noch wenige Körner in der Sanduhr meines Lebens. Bald würde sie abgelaufen sein.
Ein Geräusch drang von draußen herein.
»Da kommen sie«, sagte Murdock Vidor und wandte sich erwartungsvoll von mir ab.
Ich bearbeitete meine Fesseln mit den Zähnen, biß und nagte an den Knoten herum, während sich Murdock Vidor auf die Schritte konzentrierte, die draußen zu hören waren.
Es gelang mir endlich, die Knoten aufzubekommen und die Fesseln abzustreifen. Ein magerer Erfolg. Auch wenn ich nicht mehr gefesselt war, konnte ich ohne Waffe nichts gegen die Bestie ausrichten.
»Weiter!« hörte ich draußen Budd Mayo schnarren. »Verdammt noch mal, wollt ihr wohl weitergehen, ihr Bastarde?… Cecil, paß auf! Der Chinese haut ab! Halt! Stehenbleiben! Bleib sofort stehen, sonst knall' ich dich über den Haufen, du dreckiger Chink!«
Plötzlich stieß Murdock Vidor ein aggressives Knurren aus, und die Metamorphose setzte ein. In seiner ursprünglichen Höllengestalt stürmte er aus der Gruft.
Das war eine Chance, die ich unbedingt nützen mußte.
Ich blieb nicht in der düsteren Gruft, sondern folgte der Bestie, und einen Moment später erkannte ich, daß meine Freunde dem Monster eine Falle gestellt hatten.
Ich sah Mr. Silver und Boram. Sie befanden sich hinter Murdock Vidor.
Er hatte sie noch nicht entdeckt, aber daß irgend etwas nicht stimmte, begriff das Monster, denn nicht die Gangster hielten die

Maschinenpistolen in ihren Händen, sondern Bernard Hale und Chao Kai.

Was Cecil Forrest gerufen hatte, sollte Murdock Vidor aus der Gruft locken, und das Scheusal war prompt darauf hereingefallen.

Mr. Silver schwang etwas und warf es mir zu. Eine handtellergroße milchigsilbrige Scheibe war es, die an einer Silberkette hing.

Mein Dämonendiskus!

Ich fing die starke Waffe auf, streifte mir die Kette über den Kopf und hakte die Scheibe los, die sich in meiner Hand auf das Dreifache vergrößerte.

Inzwischen griffen Boram und Mr. Silver die Bestie an.

Boram war als erster bei Vidor.

Als das Monster die Falle erkannte, brüllte er seine Wut heraus und stellte sich zum Kampf. Es hieb mit seinen Pranken auf Boram ein, und der Kontakt mit dem Nessel-Vampir rief auch in Murdock Vidor teuflische Schmerzen hervor.

Verstört wich das Ungeheuer zurück und näherte sich damit Mr. Silver, der breitbeinig mit dem Höllenschwert dastand.

Der Ex-Dämon wartete nur noch einen Augenblick, dann schlug er zu. Murdock Vidor hörte das Surren der Klinge, die von innen her zu leuchten schien. Die Waffe hatte ein Eigenleben, das selbst ihrem Besitzer gefährlich werden konnte.

Mr. Silver war stark genug, um sich das Höllenschwert Untertan zu machen, aber in einem Moment der Schwäche konnte sich das Schwert auch gegen ihn wenden.

Vidor warf die Arme hoch und brachte sich mit einem kraftvollen Sprung aus der Gefahrenzone. Mit dieser schnellen Reaktion rettete er sein Leben, nicht aber seinen rechten Arm.

Das Geräusch, das entstand, als das Höllenschwert traf, ging mir durch Mark und Bein. Die Klinge hieb das Ellenbogengelenk durch, und Murdock Vidors Pranke fiel zu Boden.

Da packte das Scheusal die nackte Panik.

Vidor kreiselte herum, wich aus und hetzte los, aber die Flucht sollte ihm nicht gelingen. Ich hatte bereits zum Wurf ausgeholt. Jetzt schleuderte ich den Dämonendiskus.

Die glatte Scheibe fegte zwischen Boram und Mr. Silver hindurch, an Hale, dem Chinesen und den Gangstern vorbei und holte das Monster ein.

Vidor stürzte, wälzte sich auf dem Boden und wir sahen, wie er mehr und mehr verging. Auch der abgeschlagene Unterarm löste sich auf. Nichts blieb von der Bestie aus dem Todesmoor übrig.

Diesmal konnten wir sicher sein, Murdock Vidor endgültig vernichtet zu haben. Es war mir eine große Genugtuung, denn nun mußte Atax auf diesen Verbündeten verzichten.

Von Mr. Silver erfuhr ich, was sich während meiner Abwesenheit ereignet hatte. Vicky ging es wieder gut. Der Verlust des Wagens war zu verschmerzen. Auch die magische Streitaxt stand mir nicht mehr zur Verfügung, doch ich war sicher, auch ohne sie auszukommen.

Wir brauchten nur noch dafür zu sorgen, daß die Gangster ihr Fett bekamen, dann konnten wir diesen blutigen Fall vergessen. Wieder einmal hatte mein Leben nur noch an einem seidenen Faden gehangen. Ich war ihm dankbar, daß er gehalten hatte…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 50 »Als der Silberdämon starb«, und folgende
[2]Siehe Tony Ballard Nr. 50 »Als der Silberdämon starb«, und folgende
[3]Siehe Tony Ballard Nr. 32 »Das Schädelhaus im Todesmoor«